

Illustrierte Zeitung



1916 Leipziger »Illustrirte Zeitung« 1917

Das Jahr 1916 hat den Frieden nicht gebracht. Die »Illustrirte Zeitung« mußte daher auch den Charakter behalten, den ihr die Vorjahre 1914 und 1915 aufgenötigt haben: Ein Zeitspiegel der kriegerischen Ereignisse, die nunmehr in den Kämpfen in Rumänien ihren Höhepunkt erreicht haben. Daneben hat die Zeitung selbstverständlich den großen Erscheinungen auf den Gebieten des wissenschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Lebens ihre Aufmerksamkeit zugewandt, und sie hofft so, dem Leser durch Wort und Bild im verflossenen Jahre das gegeben zu haben, was man von einer großen Zeitschrift, die belehrend und zugleich ästhetisch wirken will, erwarten darf. Wir sind uns klar darüber, daß diese Aufgaben nur dadurch zu lösen waren, daß die geistigen Führer unserer Nation, einerlei ob Gelehrte, Politiker, Schriftsteller oder Künstler, sich in den Dienst unserer Sache gestellt haben. Sie halfen uns gern in dieser schweren Zeit, den Leser zu führen und zu erbauen, sie halfen uns aber auch, im feindlichen und mehr oder weniger freundlichen Auslande das deutsche Ansehen zu heben. — Wir fühlen uns unseren Mitarbeitern um so mehr zu Danke verpflichtet, als sie sich auch gern bereit gefunden haben, an einer soeben eingerichteten Rubrik:

Kulturrundschau der Leipziger »Illustrirten Zeitung«

mitzuarbeiten. Unter dieser alle 14 Tage erscheinenden Übersicht soll den Ersten unseres Vaterlandes Gelegenheit gegeben werden, gleichsam in Aphorismen über die großen aktuellen Fragen unseres gesamten Kulturlebens ihre Meinung auszutauschen. — Nicht umfangreiche Artikel kommen hier in Frage, sondern impulsiv hingeworfene Gedankensplitter. Der großen Öffentlichkeit hoffen wir damit auf eine gefällige Art zum Bewußtsein zu bringen, womit sich die vornehmsten Vertreter unserer Kultur zurzeit am eindringlichsten befassen.

Ihre Mitarbeit haben bis jetzt zugesagt:

Hermann Bahr, Salzburg	Frau Irene Eucken, Jena	Dr. Paul Oldendorff, Rauchfangswerder, Post Zeuthen bei Berlin	Edgar Stern, Frankfurt a. M.
Winkl. Geh. Rat Dr. Wilhelm von Bode, Exz., Berlin	Dr. Herbert Eulenberg, Kaiserswerth am Rhein	Post Zeuthen bei Berlin	Prof. Walter Tiemann, Leipzig
Prof. Rudolf Bosselt, Magdeburg	Prof. Dr. Max Frischausen, Köhler, Halle a. S.	Dr. Alfons Paquet, Stockholm	Geh. Kirchenrat Prof. Dr. Ernst Troeltsch, Berlin
Geh. Hofrat Prof. Dr. Lujo Brentano, München	Freiherr Alexander von Gleichen-Russwurm, München	Prof. Dr. Gustav Pazaurek, Stuttgart, Generaldirektor Prof. Salomon, Frankfurt a. M.	Prof. Dr. Ernst Traumann, Heidelberg-Neuenheim
Prof. Dr. Gerhard August Budde, Hannover	Geh. Hofrat Prof. Dr. Cornelius Gurlitt, Dresden	Karl Scheffler, Berlin-Grünwald	Winkl. Geh. Rat Prof. Dr. Adolf Wach, Exz., Leipzig
Marie von Bunsen, Berlin	Dr. Ernst Horneffer, München	Wilhelm Schmidbom, München	Dr. Hermann Felix Wirth, Berlin-Lichterfelde
Dr. Georges Chatterton-Hill, Irland, z. Z. Berlin-Wilmersdorf	Konsistorialrat Dr. Dr. Kalweit, Danzig	Dr. Paul Schreckenbach, Klitzschen bei Torgau	Freiherr U. Konrad von Wangenheim, Klein-Spiegel bei Stettin
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Paul Clemens, Bonn	Dr. Kurt Kessler, Cottbus	Prof. Dr. Levin Ludwig Schücking, Breslau	Prof. Dr. Julius Ziehen, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. Heinrich Dade, Berlin	Prof. Dr. Max Liebermann, Wannsee bei Berlin	Prof. Dr. Walther Schücking, Marburg a. d. L.	Dr. Stefan Zweig, Wien
Geh.-Rat Prof. Dr. Rudolf Eucken, Jena	Fritz Mauthner, Meersburg a. Bodensee	Prof. Heinrich Sohney, Steglitz b. Berlin	... usw. usw. usw.

Der literarische Markt hat auch im Kriege relativ an Umfang gewonnen. Die »Illustrirte Zeitung« hat sich daher entschlossen, im neuen Jahre eine im Abstand von 14 Tagen wiederkehrende **Bücherschau** einzurichten.

Für die einzelnen Literaturgebiete sind erste Fachleute als ständige Referenten gewonnen worden.

Verlag und Schriftleitung der »Illustrirten Zeitung«.

Die Leipziger Vormesse zu der Musterlager u. Mustertollektionen

von Porzellan und anderen keramischen Waren, Glas-, Metall-, Leder-, Holz-, Korb-, Papier-, Japan- und China-Waren, Puppen und Spielsachen, optischen Artikeln, Musikinstrumenten, Schmuckstücken, Seifen, Parfümerien, Sport- und Luxusartikeln, Nahrungs- und Genussmitteln, Haus- und Wirtschaftsgeschäften aller Art sowie verwandten Waren aller Gattungen ausgestellt werden, beginnt

Montag, den 5. März 1917.

Die meisten Ausstellungen sind von da an nur eine Woche geöffnet, obwohl es zwei Wochen gestattete ist. Auskunfts erteilt der Messeauschuß der Handelskammer Leipzig.

Die Sportartikelmesse findet vom 5. bis 10. März 1917 im II. und III. Obergeschoß des Messehauses von Mey & Ebel, Neumarkt Nr. 20/22, statt. Auskunft erteilt die Firma Th. Amberg & Walling, Hildburghausen.

Die Nahrungsmittelmesse im Zeisighaus, Neumarkt 18, beginnt am 5. März. Auskunft erteilt der Verband von Nahrungsmittel-Interessenten, E. W., Leipzig, Reichstraße 4-6.

Mehrwohnungen vermittelt die Geschäftsstelle des Vereines Vereins Leipzig, Handelshof.

Leipzig, am 30. November 1916.

Der Rat der Stadt Leipzig.

CENTRALMACHT ist und bleibt die beste Marke! Ausführung in Stahlblech im Feuer emailiert. Nicht zu verwechseln mit billiger Blechware.

Kerze	Mk. 2.15
Nr. 7	4.50
Nr. 810	7.50
Salon- Lampe	1012 7.50
Sturm- Laterne	101 8.50

Einsendung des Betrages sofort p. Feldpost. Res.-Bürote, 2 Res.-Brenner für alle Lampen passend 60 Pfg. mehr. Porto u. Verpack. 55 Pfg. für die Kerze, sonst 110 Pfg. P. S.-K. 905, Köln. Ich verweise auf Nr. 7 des Dohleim. Seite 28 und letzte Umschlagseite meine Salon-Lampen-Vase in 4 Farben Aquardruck darstellend, als schönstes praktisches Geschenk. — Liefere wieder ferner bis auf weiteres Einsätze für 1 1/2 Petroleumlampen, diese sofort in Carbidlicht umwandelnd für Mk. 8.— franko Nachnahme. Können einem Bierglase gestellt sofort als Carbidlicht verwandelt werden. — Wiederverkäufer Rabatt. — Bei rechtzeitiger Bestellung liefere ich Carbid zu Tagespreisen.

Neu! Geschlossene, Sturm- oder Petroleum- u. Kerzenlaterne verwendbar Mk. 6.50 — Porto und Verpackung für Balkan Mk. 2.—

Jos. Prégardien, Köln-Braunsfeld 36.

COBRANJE

Die neue Manoli aus rein bulgarischen Tabaken 3 bis 6 pfg.

Beste billige Briefmarken!
100 As., Afr., Austr. Mk. 2.—
500 verschied. nur Mk. 3.—
1000 verschied. nur Mk. 11.—
2000 verschied. nur Mk. 40.—
Max Herbol, Markenhaus, Hamburg 7.
Große Illustr. Preisliste gratis u. franko.

Lauten, Gitarren, Mandolinen
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Türpuffer
gegen das Zuschlagen von Zimmertüren,
tausendfach empfohlen, in 3 Größen
bronziert, weiß u. vernickelt, durch
C. Hülsmann, Freiburg i. B. 2.

Krankenfahrräder
(erstklass. Konstruktionen)
für Straße und Zimmer.
Selbstfahrer, Tragstühle,
Krankennöbel, Kellerei
Köhler & Cie.
Hof. Heidelberg 1.

Erneuern Sie Ihre Gesichtshaut
mit Schröder-Schenke's

Schälkur.

Arztlicherseits als das Ideal aller
Schönheitsmittel
bezeichnet. Mit
dieser Schälkur be-
seitigen Sie un-
merklich in kurzer
Zeit die Oberhaut
mit allen in und
auf ihr befindlich.
Tiefenfehlen wie

**Mitesser, Pickel, Sommer-
sprossen, gelbe Flecken,
Nasenröte, großporige,
weiße, schaffe Haut usw.**
Nach Beendigung der Kur zeigt sich
die Haut in blendender Schönheit,
jugendfrisch und rein, wie man sie nur
bei Kindern findet. Ausführung be-
quem zu Hause, unmerklich für Ihre Um-
gebung. Preis Mark 12.— (Porto 60 Pfg.).
Schröder-Schenke, Berlin 93.
Friedrichs-Strasse 93, C. 20b.

Müller & Wetzig, Dresden-A.
Spezial-Fabrik für
Projektionsvergrößerungs-
Apparate
KATALOG Nr. 93

Harmoniums bes. ohne
4stimm. spielbare, Illustr. Katalog frei.
Aloys Maier, Hoff., Fulda 172.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3838.

148. Band.



Von der flandrischen Küste: Artillerie-Beobachtungsstand.

Nach einer Zeichnung des nach dem Kriegsschauplatz in Westflandern entfalteten Sonderzeichners der Leipziger »Illustrirten Zeitung« Felix Schwormstadt.

Rückblick auf das Kriegsjahr 1916: Der Seekrieg.

Von Kapitän zur See a. D. v. Pustau.

Am Schlusse seines ausgezeichneten Rückblicks über den Landkrieg in Nummer 3836 hatte General v. Janſon ſchon kurz auf den engen Zusammenhang zwiſchen der Tätigkeit der Landheere und der Marinen der Zentralmächte hingewieſen. Dieſer Zusammenhang iſt im Jahre 1916 auch für den Laien ſehr viel leichter erkennbar als früher geworden, weil die große Seefchlacht vor dem Stagerat und die fabelhaften Erfolge unſerer unvergleichlichen U-Boote vor der ganzen Welt den unwiderleglichen Beweis erbracht haben, daß die Ententemächte im Vorjahre wie auf dem Lande, ſo auch auf der See immer weiter von der Erreichung ihrer Kriegsziele zurückgedrängt worden ſind.

Nicht nur haben ſie ihre Hoffnungen, durch die völlige Abſchneidung unſeres Seeverkehrs die Zufuhr der für die Führung des Landkrieges nötigen Materialien aus dem Auslande zu unterbinden, ein für allemal aufgeben müſſen — beſpielsweiſe wird die Offſee durch uns und nicht durch unſere Gegner beherrſcht —, ſondern ſie ſind ſelbſt auch ſelber von ſteigender Sorge um ihre eigenen Seetransporte erfüllt. Von Monat zu Monat haben die durch den Handelskrieg unſerer U-Boote hervorgerufenen ſchweren Wiſchaftsnöte in Frankreich, Rußland, Italien und das rapide Steigen der Preiſe aller Lebensbedürfnisse in England erheblich zugenommen, und ſeit einem Vierteljahr ſieht ſich die britiſche Regierung immer erbitterteren Anſtößen ausgeſetzt, daß ihre vielgeprieſene Seemacht völlig verlaßt und die deſenſive Strategie der rieſigen Panzerflotte nicht einmal den Verkehr mit dem nahen Holland zu ſichern vermöge.

Während aber der neuernannte britiſche Flottenchef ſich vergebens den Kopf zerbricht, wie er unſere Flotte nun endlich vernichten und der ſchweren U-Bootsgefahr Herr werden ſoll, können wir beim Abſchluß unſerer Jahresbilanz im Seekriege eine Reihe ſehr erfreulicher neuer Guthabenpoſten feſtſtellen. Die im Vorjahre erzielten Erfolge überbieten uns jeder Notwendigkeit, erſt über neue Kriegsmethoden nachzuſinnen, vielmehr brauchen wir nur die biſherigen Methoden in verſchärfter Form anzuwenden, um mit Sicherheit dem Gegner das Schickſal zu bereiten, das er uns zugebadt hatte.

Das nach außen am meiſten hervortretende Ereignis des Seekriegsjahres 1916 war die große Schlacht vor dem Stagerat, in der die Legende von der Unſiegebarkeit der britiſchen Flotte aufs gründlichſte zerſtört wurde. Nachdem die deutſche Hochſeeflotte auf zahlreichen früheren Vorſtößen in die Nordſee vergebens nach einer Gelegenheit geſucht hatte, ihre Kräfte mit der Hauptmacht des Gegners zu meißen, ſtießen am Nachmittage des 31. Mai quer ab vom Stagerat unſere dem Gros weit vorausſiehenden Aufklärungsſchiffe unter Vizeadmiral Hipper auf das erſte britiſche Schlachtkreuzergeschwader unter Admiral Beatty. Es entbrannte ſofort ein wilder Kampf, bei dem der nach einiger Zeit durch 5 neuſte, mit 38-cm armierte Linienſchiffe verſtärkte Gegner 2 Schlachtkreuzer und 4 moderne Kreuzer gegen nur 2 verſenkte deutſche Torpedoboote verlor.

Beim Erſcheinen unſeres Linienſchiffsgros unter dem Flottenchef Admiral Scheer auf dem Kampfplatze hielt der britiſche Vorhutführer nach Norden ab und verſuchte, ſich an der Spitze der ſcharf nachdrängenden deutſchen Flotte vorbeizuziehen. Der Zwed dieſes Manövers wurde klar, als unſere Torpedoboote bei einem ihrer verwegenen Vorſtöße den Annäherlich einer unabſehbaren Reihe weiterer Schiffe aus nordöſtlicher Richtung meldeten. Es war das Gros der britiſchen Schlachtflotte unter Admiral Sir John Jellicoe, mit der Beatty ſich zu vereinigen ſuchte.

Ohne einen Moment zu zaudern, entſchloß ſich Admiral Scheer zum Angriff auf den mehr als doppelt ſo ſtarken Gegner, und mit wichtigem Stoße brach er mitten hinein in die graue Dunſtwolke, hinter der nur ab und zu die Schiffsſtrimpfe des Gegners ſichtbar wurden.

Die Einzelheiten des nun folgenden ungeheuren Kampfes, wie ihn das Weltmeer noch nicht geſehen hat, gehören nicht hieher, ſondern nur das Ergebnis:

Nachdem in der zunehmenden Dämmerung mehrere weitere feindliche Schiffe verſenkt, andere ſchwer beſchädigt worden waren, verlor Admiral Scheer beim Einbruch der vollen Dunkelheit den Gegner aus Sicht und trat deshalb den Heimweg an, weil es keinen Sinn gehabt hätte, ſich den Nachtangriffen der zahlreichen Torpedoboote auszuſetzen, nur um aufs Geratewohl nach der numeriſch ſo viel ſtärkeren britiſchen Flotte zu ſuchen. Für Jellicoe lag die Sache anders: Wenn er die Schlacht erneuern wollte, hätte er bei ſeiner überlegenen Geſchwindigkeit unſere Flotte mit Leichtigkeit finden und erneut zum Kampfe ſtellen können, da es für dieſe, im Gegenſatz zur britiſchen Flotte, nur eine einzige Abmaſchrichtung gab, nämlich die nach Süden, in der Richtung nach Belgoland.

Admiral Jellicoe hatte es indeſſen vorgezogen, mit ſeinem Gros Schutz gegen die deutſchen Torpedoboote unter der däniſchen Küſte zu ſuchen. Die Nachtkämpfe blieben daher auf eine Reihe ſputhafter, für beide Parteien verluſtreicher Einzelgeſechte beſchränkt, und am Morgen des 1. Juni war weit und breit kein Engländer in Sicht der deutſchen Flotte. Admiral Scheer konnte dem

Kaiſer die Freudenboſchaft melden, daß die britiſche Hauptmacht in dieſer größten Seefchlacht nicht nur des gegenwärtigen Krieges, ſondern auch aller Zeiten bei einem Kräfteverhältnis von ungefähr 2:1 einen Totalverluſt erlitten hatte von mindestens vier Kampfſchiffen gegen ein deutſches und von doppelt ſo viel anderen Schiffen als wir.

Der frohe Jubel über dieſen herrlichen Sieg, der jedes deutſche Herz erfüllte, wurde im Laufe der Zeit durch den Widerhall anderer wichtiger Kriegsbegebnisse überdönt, nicht aber das ſtolze Bewußtſein unſerer Flotte, daß die unzweifelhaft zutage getretene Überlegenheit ihrer Führung, ihrer Waſſen und ihrer Beſetzungen dem Gegner eine noch weit ſchlimmere Niederlage in ſichere Ausſicht ſtellt, wenn er von neuem den Kampf wagen ſollte.

Wie nicht anders zu erwarten, wandten die Engländer ihre ganze vollendete Meiſterſchaft im Vigen und alle ihre Verdrehungskünſte auf, um aus der ſchweren erlittenen Niederlage einen glorreichen Sieg zu machen. Aber mit der Zeit brach ſich die Wahrheit doch auch im britiſchen Volke Bahn. Als trotz der angeblich mehr denn je geſteigten Seeherrſchaft die deutſche Flotte nach überaſchend ſchneller Ausbeſerung der erlittenen Schäden ſich wieder vollzählig in der Nordſee zeigte und die deutſchen Torpedoboote bis tief in den Kanal eindringen, ohne daß die britiſche Kielenflotte ihnen entgegentrat, nahm die allgemeine Mißſtimmung in England ſo ſehr zu, daß die Regierung ſich gezwungen ſah, an Stelle des biſher als zweiter Vizeflotten geſtiegenen Admirals Jellicoe ſeinen Unterführer Beatty zum Flottenchef zu ernennen.

Der letztere gilt als Draufgänger, und ganz England erwartet von ihm eine aktivere Politik als von Sir John Jellicoe. Daſelbe tun auch wir.

Mehr noch als über das Verſagen der britiſchen Seemacht gegenüber der deutſchen Hochſeeflotte ſind unſere Feinde über die gewaltige Zunahme ihrer Verluſte im Handelskriege erbittert. Im Februar 1916 hatte die deutſche Regierung erklärt, daß wir zum Schutz gegen die völkerrechtswidrige Bewaſnung der feindlichen Handelſchiffe und die ihren Führern erteilte amtliche Anweiſung, bei jeder ſich bietenden Gelegenheit auch angriffsweiſe gegen unſere U-Boote vorzugehen, „alle mit Geſchützen bewaſneten Kaufahrer fortan als Kriegsführende behandelt würden“. Hiergegen proteſtierten denn die Vereinigten Staaten, und der nun folgende Notenwechſel mit Waſhington führte dazu, daß wir Anfang Mai 1916 erklärten: „auch innerhalb des Seekriegsgebietes Handelſchiffe“, ſelbſt wenn ſie armiert ſind, „nicht ohne Warnung und Rettung von Menſchenleben verſenken zu wollen, es ſei denn, daß ſie fliehen oder Widerſtand leiſten“. Hinzugefügt wurde, daß, wenn die Vereinigten Staaten nicht auch bei unſeren Gegnern die Einſtellung ihrer durchaus völkerrechtswidrigen Kriegsführungsmethoden durchſetzen könnten, wir uns die volle Freiheit der Entſchiedlungen vorbehalten müßten.

Dieſe Nachgiebigkeit gegenüber den Vereinigten Staaten hat in Deutſchland dieſelben Wiſerpruch hervorgerufen.

Die Leiſtungen unſerer unvergleichlichen U-Bootskommandanten haben alle in ſie geſetzten Erwartungen noch übertraffen. In der zweiten Jahreshälfte beſahen ſie ihre Fahrten im Norden bis ins Eiſmeer und nach Island, im Süden bis Madeira, im Weſten ſogar bis an die Küſte der Vereinigten Staaten aus. Ein Boot lief 55 Tage keinen Hafen an, und die Beute ſteigerte ſich von 204 000 Brutto-Regiſtertonnen im Juni/Juli auf 801 000 Tonnen im Oktober/November, von denen 181 000 Tonnen auf neutrale Schiffe entfallen, die wegen Führung von Banneware verſenkt wurden.

Nach den bis jezt vorliegenden Meldungen waren ſeit Beginn des Krieges bis Ende Dezember durch kriegeriſche Maßnahmen der Mittelmächte 3866 500 Tonnen feindlichen Handelſchiffsraumes, wovon 2977 820 Tonnen engliſch, verlorengegangen.

Dieſe Reſultatefolge ſind erzielt worden, obwohl unſere Gegner auch vor den verwerſlichſten Mitteln nicht zurückscheuten, um unſere U-Boote zu bekämpfen. Im Juli 1916 verurteilte das Kriegsgericht in Brügge den als Gefangenen eingebrachten Kapitän Frygatt zum Tode, weil er, obwohl Nichtangehöriger der bewaſneten Macht, verſucht hatte, „U 33“ zu rammen; er wurde noch am Tage des Gerichtsſpruches erſchoſſen. Aber wie viele ſolcher Mordgeſellen ſind nicht entſchlüpft und noch dazu für ihre feigen Verbrechen extra in England belohnt worden?

Selbſtverſtändlich taten unſere Gegner alles, um die Neutralen zu zwingen, unſeren U-Booten die Vorrechte der übrigen Kriegſchiffe zu verſagen, und wir ſahen uns zu einer nachdrücklichen Warnung Norwegens veranlaßt, als deſſen Regierung durch gewiſſe, dem allgemeinen Völkerrecht nicht entſprechende Beordnungen über den U-Bootsverkehr uns offenkundig gegenüber unſeren Gegnern zu benachteiligen verſuchte.

Trotz aller Geſchwindigkeiten und Treibereien unſerer Feinde haben ſie die Wirkungen des Ausſaßes ſo vieler verſenkter Schiffe von Monat zu Monat ſtärker ſpüren müſſen; denn der Mangel an Schiffsaberaum führte zu einer allgemeinen Teuerung und zu ſchweren

Störungen auf den verſchiedenen Wiſchaftsgebieten. Beſonders ſchlimm ſcheint ſich die Ernährungsfrage zu geſtalteten, weil hier die Wirkungen des U-Bootskrieges durch Minderernten in den Vereinigten Staaten, Kanada und Argentinien erheblich verſtärkt wurden.

Zur gleichen Zeit, wo der Miniſter Runciman erklärte, daß nur noch der austraſſiſche Weizen England vor einer Ernährungsſkrise ſchwerer Art bewahren könnte, beſetzten wir Rumänien, deſſen reiche Kornvorräte uns jeder erſtlichen Brotſorge für das nächſte Jahr entheben. Die ſchönen Luſtungspläne unſerer Feinde ſind damit endgültig geſcheitert, und ebenſo hat die Blockade im weiteren Sinne Schiffbruch gelitten inſolge der viermaligen Überquerung des Atlantiks durch „U-Deutſchland“ unter ſeinem waderen Kapitän König. Leider ſcheint „U-Bremen“ verloren zu ſein; aber weitere U-Handelſchiffe ſind im Bau, und damit kann jeder erſtliche Mangel an Rauteſchut, Nidel und ähnlichen unentbehrlichen Stoffen für alle Zeiten als ausgeſchloſſen gelten.

Schon mehrere Monate vor „U-Deutſchland“ war es dem Hilfskreuzer „Möwe“ unter der brillanten ſeemänniſchen Führung des Grafen v. Dohna geglückt, den Abſperrungsgürtel zu durchbrechen und den freien Ozean zu erreichen. Nicht weniger als 15 engliſche Schiffe mit zuſammen 60 000 Tonnen wurden allein durch die „Möwe“ aufgebracht oder verſenkt, bevor ſie ungeſchädigt wieder in den Seimathafen einlief.

Leider wurde der Hilfskreuzer „Greif“, der im Februar mit dem gleichen Auftrage wie die „Möwe“ auslief, ſchon in der Nähe der Hebriden von überlegenen Kräften geſtellt. Nach heldenhafter Gegenwehr, durch die der engliſche Hilfskreuzer „Alcantara“ vernichtet wurde, erlag „Greif“ der Übermacht.

Zahlreiche Luftſchiffangriffe richteten in London, den Küſtenſtädten und den inländiſchen Induſtriezentren Englands und Schottlands enormen Schaden an. Noch weit wichtiger iſt aber, daß an allen möglichen Stellen Hunderte von Abwehrlationen errichtet wurden, die ſonſt mit ihren nach Hunderttauſenden zählenden Bedienungsmannſchaften an der Weſtfront gegen uns verwendet worden wären. Die Bindung ſo ſtarker feindlicher Kräfte im eigenen Lande iſt ſicher nicht zu teuer damit bezahlt, daß bei den jüngſten Angriffen drei Luftſchiffe den verbeſſerten Abwehrraſchinen zum Opfer fielen.

Auch unſere Marineflugzeuge haben neben dem regelmäßigen Erkundigungs- und Sicherungsdienſt, in dem ſie ſich aufs glänzendſte bewährten, von Seebrügge und Oſtende aus den ſüdenglischen Hafenplätzen häufig Beſuche abgeſtattet. Der Beſitz der landſtlichen Küſte hat ſich überhaupt als vom höchſten Wert für die Führung des Seekrieges erwieſen. Die Klagen der Gegner nahmen immer mehr zu, daß unſere dort ſtationierten Torpedos- und U-Boote die tatſächlichen Beherrſcher der ſüdllichen Nordſee und des Einganges zum Kanal geworden ſind; aber die immer wiederholten Angriffe gegen die „belgiſchen Piratenmeiſter“ von der See und aus der Luft wurden jedesmal leicht abgewieſen, manchmal mit erheblichen Verluſten der Gegner.

Die Kriegstätigkeit in der Offſee war während des ganzen Jahres weit lebhafter, als nach den kurzen Berichten über gelegentliche Kämpfe angenommen werden ſollte. Ihre inneren Zusammenhänge werden erſt nach dem Kriege offenbart werden können. Hier genüge die Feſtſtellung, daß unſere See- und Luftſtreitkräfte in der Offſee mit hervorragendem Schneid und Geſchick, wenn auch nicht ohne gelegentliche Verluſte, die ſtarke ruſſiſche Flotte in der Deſenſive gehalten, den Verkehr Rußlands mit der Außenwelt durch die Offſee vollſtändig verhindert und andererseits zugleich unſeren ſo wichtigen Handelsverkehr mit den ſkandinawiſchen Reichen vor jeder ernſtlichen Störung bewahrt hat.

In der Adria hält die tapfere öſterreichiſch-ungariſche Marine die ziffernmäßig ſtärkere italieniſche Flotte wirksam in Schach. Durch zahlloſe, mit großer Verwegenheit durchgeführte Marineſtiegerangriffe auf italieniſche Küſten- und Etappenplätze, Stellungen und Bahnanlagen ſind auch die italieniſchen Landſtreitkräfte ſchwer geſchädigt worden.

Im Schwarzen Meer machen die deutſch-türkischen Streitkräfte den Ruſſen mit Erfolg die Seeherrſchaft ſtreitig, und das Saloniki-Abenteuer beruht, trotz der brutalen Vergewaltigung Griechenlands, dauernd auf einer höchſt unſicheren Unterlage, ſolange Woche um Woche ein oder mehrere Transport- oder ſonſtige Zufuhrſchiffe den U-Booten oder Minen der Mittelmächte zum Opfer fallen. Gerade in der jüngſten Zeit ſind im Mittelmeer wieder mehrere Kriegs- und Hilfskriegſchiffe und große Truppentransporte der Entente verſenkt worden.

Der vorſtehende Überblick zeigt, daß unſere Gegner, trotz der gewaltigen ziffernmäßigen Übermacht ihrer Flotten, auf keinem einzigen Seekriegschauplatz die Lage beherrſchen. Wir dagegen haben 1916 überall ſehr bemerkenswerte Erfolge gehabt, deren weitreichende Wirkung von Monat zu Monat klarer hervortritt und unzweifelhaft ſich weiterhin erſt recht bei unſeren Feinden ſichtbar machen wird.



Unſere Marine im Weltkrieg: Ein deutſches Großkampfschiff in der Schlacht, Bordbord-Reiſſende der ſchweren und mittleren Artillerie feuernd.
Nach einem Aquarell für die Leipziger „Muſtrirte Zeitung“ vom dem Marinemaler Claus Bergen.

Die Schulden der kriegführenden Staaten. / Von Prof. Dr. Franz Eulenburg, Leipzig.

Eine der wesentlichsten Folgen des Weltkrieges wird die kolossale Vermehrung der Schuldenlast aller kriegführenden Staaten sein. Noch läßt sich die Wirkung, die dieses Verhängnis auf die Finanzen und die ganze Wirtschaftspolitik, auf den Einzelhaushalt wie auf die dauernde Belastung der Bevölkerung ausüben muß, nicht übersehen. Aber wir vermögen uns doch ein ungefähres Bild zu machen, wie groß etwa die Zunahme der Schuldenlast sein wird. Dabei werden wir für die einzelnen Länder von den Verhältnissen vor dem Kriege ausgehen haben. Das Land mit der absolut und relativ (d. i. auf den Kopf der Bevölkerung) größten Verschuldung vor dem Kriege war Frankreich. Es hand mit 26,4 Milliarden $\mathcal{M}$ allen anderen Staaten bei weitem voran. Es sind vor allem die fortgesetzten Rüstungszwecke und die Kolonialkriege gewesen, die zu der Höhe geführt haben, daß nicht weniger als 625 $\mathcal{M}$ Schulden auf den Kopf der Bevölkerung fielen, und daß jeder Einwohner jährlich 26 $\mathcal{M}$ an Zinsen aufzubringen hatte. Viele Schulden waren aber ganz im eigenen Lande untergebracht, und die Menge der kleinen Rentner bildete eine nicht geringe Stütze der dritten Republik: bei dem parlamentarischen Charakter des französischen Volkes erstreckte sich der Rentenbesitz bis in die untersten Schichten. An zweiter Stelle steht mit 21,4 Milliarden $\mathcal{M}$ Rußland, dessen Betrag allerdings nur allergrößten Theile im Auslande, und zwar in Frankreich, aufgebracht war. Das kapitalarme Land mußte als Zinsendienst in der Höhe von 800 Mill. $\mathcal{M}$ Lebensmittel und Rohstoffe ausführen. Freilich fiel damit seiner großen Bevölkerung auf den einzelnen nur die Summe von 21 $\mathcal{M}$ an Schulden und 6 $\mathcal{M}$ an Zinsen. Aber wir müssen bedenken, daß dafür die Bevölkerung auch weit weniger kaufkräftig und wohlhabend ist, mithin die Summe ungünstiger wirkt als in einem reichen Lande.

An dritter Stelle kommt das Deutsche Reich, einschließlich der Bundesstaaten. Es ist sonst immer üblich, bei der Gegenüberstellung sich allein an die Schulden des Reiches im Betrage von 5,1 Milliarden $\mathcal{M}$ zu halten. Aber um vergleichbare Zahlen zu gewinnen, muß man die Schulden der Bundesstaaten in der Höhe von 16,2 Milliarden dazu rechnen. Denn es ist im Grunde nur Zufall, was von den Ausgaben auf das Reich, was auf die Einzelstaaten entfällt. Wir kommen so auf einen Gesamtbetrag von 21,3 Milliarden. Nun ist die Schuld allerdings von besonderer Art und steht darum nicht ganz auf gleicher Stufe mit denen der übrigen Länder. Es stehen ihnen nämlich als Gegenwerte die großen, produktiv werdenden Vermögenswerte, vor allem in Form von Eisenbahnen, gegenüber. Die Schulden der Bundesstaaten belasten darum auch die Bevölkerung nicht, sondern werden zum Teil durch direkte Einnahmen gedeckt. Auf den Kopf kämen 312 $\mathcal{M}$ Schulden und 14 $\mathcal{M}$ Zinsendienst, die aber meist durch die Eisenbahnüberschüsse getragen werden. An nächster Stelle steht England mit 14,2 Milliarden $\mathcal{M}$ Schulden, das ist 310 $\mathcal{M}$ auf den Kopf der Bevölkerung. England hat diese Schulden bisher gumeist für Kriegszwecke aufzunehmen müssen, da es im Grunde bauerisch in Kolonialkriege verwickelt war. Aber es hat stets die weisse Finanzpolitik befolgt, von vornherein statt zu amortisieren — aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß Schulden, wenn sie keine produktiven Gegenwerte haben, nur eine unproduktive Belastung darstellen. So fiel auf den einzelnen nur ein Zinsendienst von jährlich 9 $\mathcal{M}$, der nicht nennenswert in Betracht kam.

Es folgen mit ungefähr der gleichen absoluten Schuldensumme im Betrage von rund 12 Milliarden $\mathcal{M}$ Österreich-Ungarn und Italien. In dem ersten Lande kam der größere Teil (6,5 Milliarden) auf Österreich, der kleinere (5,4 Milliarden) auf Ungarn. Aber auch hier standen in beiden Ländern nicht unerheblich werdende Anlagen in Form von Eisenbahnen gegenüber, was in Italien nur in kleinerem Maße der Fall war. Bei der größeren Bevölkerungszahl der Doppelmonarchie kamen in Österreich-Ungarn 212, in Italien aber 336 $\mathcal{M}$ Schulden auf den Kopf der Bevölkerung, der Zinsendienst betrug entsprechend 9 und 12 $\mathcal{M}$. Die übrigen Staaten, die in den Krieg verwickelt wurden, sind kleiner und haben entsprechend geringere Schulden. Belgien hat 400, das kleine Portugal aber 575 $\mathcal{M}$ auf den Kopf der Bevölkerung, während die absoluten Zahlen rund je 3 Milliarden $\mathcal{M}$ ausmachen. Bei Rumänien, Serbien, Bulgarien und der Türkei bleibt die relative Belastung immer unter 200 $\mathcal{M}$; allerdings sind es auch an sich ärmere Bevölkerungen.

Nun ist durch den Krieg die Schuldenlast kolossal gewachsen. Wir haben von der Mehrzahl der kriegführenden Länder jetzt lediglich zuverlässige Angaben, um die Höhe der bewilligten Kredite sowie die Kosten und die Art der Deckung in Betracht ziehen zu können. Dabei dürfen wir von dem

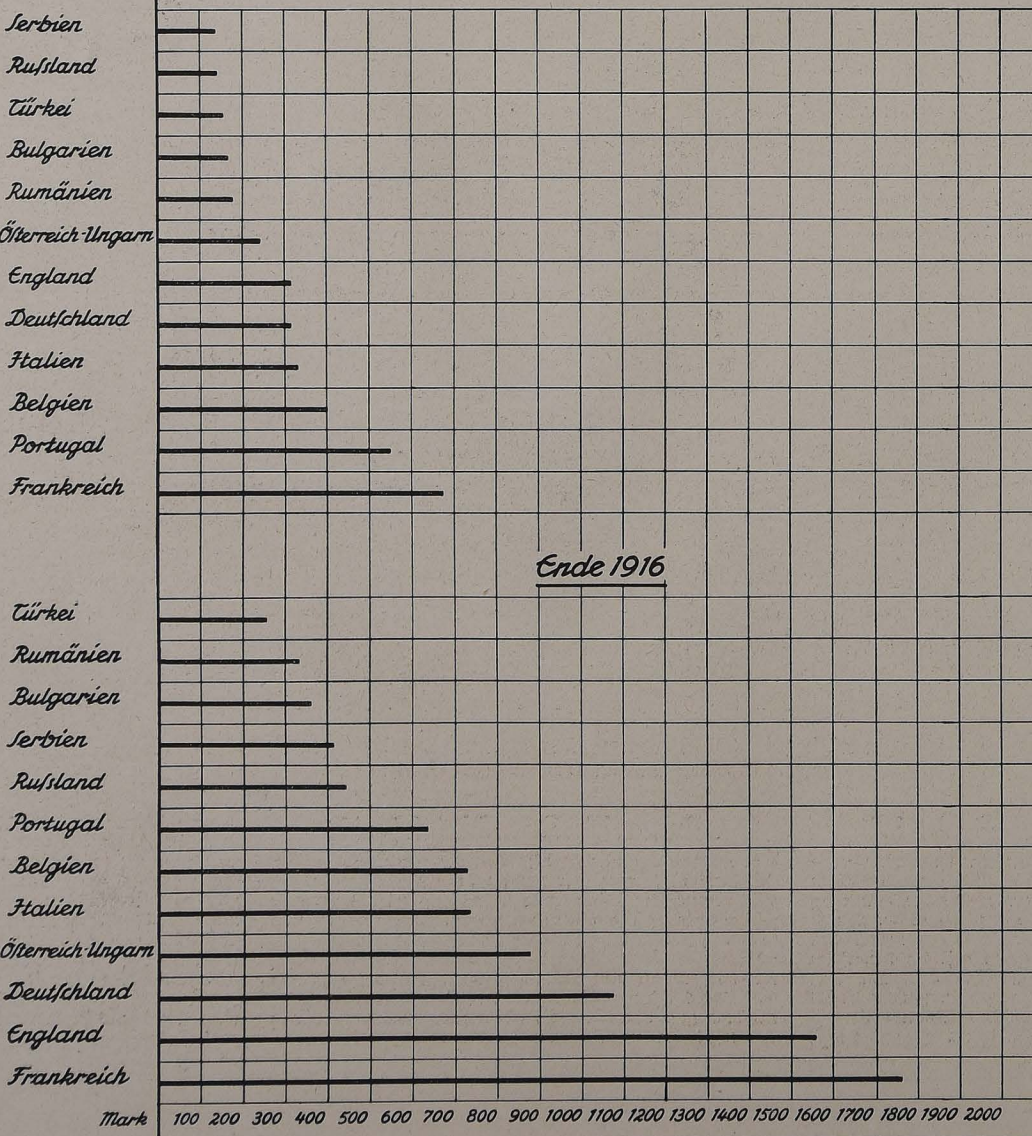
auf den Kopf der Einwohnerschaft, während die absoluten Zahlen rund je 3 Milliarden $\mathcal{M}$ ausmachen. Bei Rumänien, Serbien, Bulgarien und der Türkei bleibt die relative Belastung immer unter 200 $\mathcal{M}$; allerdings sind es auch an sich ärmere Bevölkerungen.

Bevölkerung Millionen	Friedensschuld		Kriegsschuld bis Ende 1916		Gesamtschuld bis Ende 1916	
	absolut Mill. Marken	pro Kopf Marken	absolut Mill. Marken	pro Kopf Marken	absolut Mill. Marken	pro Kopf Marken
Belgien	7,6	3,03	400	1,6	311	4,6
Bulgarien	4,8	0,73	153	1,2	210	1,9
Deutschland	67,8	21,12	312	52,7	777	73,8
England	46,6	14,46	310	59,6	1282	74,0
Frankreich	39,6	26,37	675	49,3	1217	75,7
Italien	35,6	11,97	336	14,3	400	26,2
Österr.-Ung.	51,4	11,90	231	33,4	650	45,3
Portugal	5,6	3,19	575	0,3	54	3,5
Rumänien	7,6	1,33	175	1,2	154	2,5
Rußland	176,4	21,36	121	58,6	332	80,0
Serbien	4,5	0,5	119	1,3	288	1,8
Türkei	21,6	2,80	130	2,6	120	5,4
	469,1	118,79	254	275,1	586	394,8
Entente Mittel- mächte	323,5	82,3		185,2		267,5
	145,6	36,5		89,9		126,4

Umstände absehen, ob die Schulden sofort in Form von festen Anleihen aufgebracht werden, oder ob die Form der schwebenden Schuld (Schlagwechsel, Schatzschein, Bank-schulden) gewählt wird. Letztere bedeutet, daß die endgültige Festlegung der Schulden der Zukunft überlassen bleibt. Es ist aber an sich unerheblich, ob und in welcher Form die Schlagwechsel später eingelöst werden: ge-schehen muß es auf alle Fälle, und der Zinsendienst läuft schon jetzt.

Staatsschulden der kriegführenden Staaten auf den Kopf der Bevölkerung in Mark

Vor dem Kriege



Ende 1916

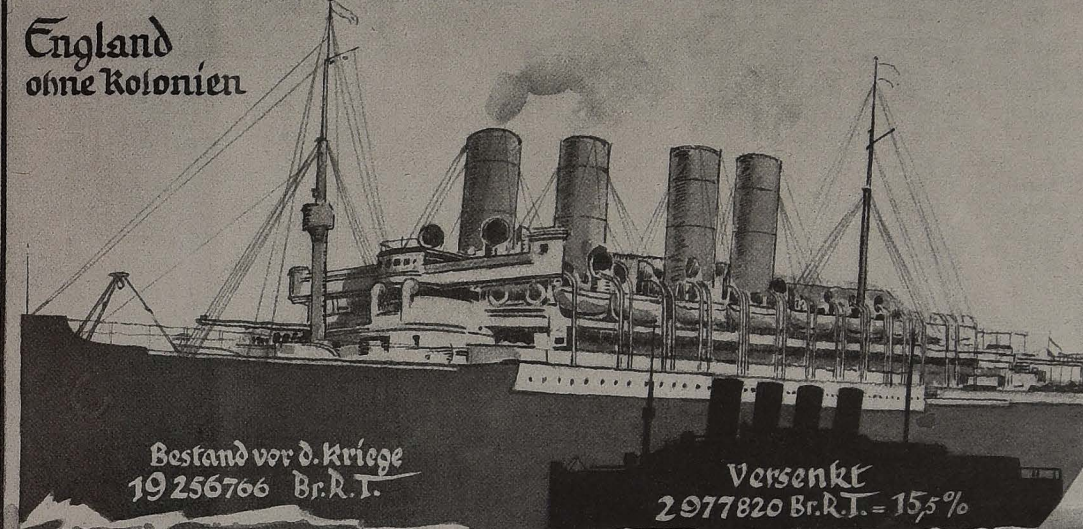
Deutschlands Kriegskosten betrugen im ersten Kriegsjahre etwa eine Milliarde $\mathcal{M}$ monatlich, haben sich dann im Laufe der Zeit gesteigert und sind jetzt wohl auf mehr als das Doppelte angewachsen. Deutschland hat von Anfang an die Methode befolgt, die Schulden in Form von festen Anleihen herauszubringen. Allerdings pflegt vor dem Herauskommen einer neuen Anleihe immer die schwebende Schuld stärker anzuschwellen, die dann eben durch die feste Form abgelöst wird. Außerdem müssen natürlich ebenfalls noch schwebende Schulden kleineren Umfanges vorhanden sein, die für fortlaufende Ausgaben Verwendung finden. Ich rechne, daß Ende des Jahres 1916, also für zweieinhalb Kriegsjahre, die Höhe der fundierten Anleihen etwa 46, die der schwebenden Schulden noch 6 Milliarden betragen wird: zusammen also 52 Milliarden $\mathcal{M}$ gegenüber 21 vor dem Kriege. Der bloße Zinsendienst für die Kriegsschuld auf den Kopf der Bevölkerung macht dann schon gegen 40 $\mathcal{M}$ jährlich aus. Die englischen Kriegskosten waren anfangs weit geringer (300 Mill. $\mathcal{M}$ monatlich), so daß den Engländern der Krieg als ein ganz rentables Unternehmen vorlam. Sie sind aber allmählich ganz außerordentlich gestiegen und werden jetzt auf mehr als 5 Mill. Pfund täglich geschätzt, das sind 3 Milliarden $\mathcal{M}$ monatlich. Es sind die Aufwendungen für die sehr kostspielige Flotte und die überseeischen Expeditionen, sodann die hohen Preise für die fremden Bezüge, vor allem aus den Vereinigten Staaten, und die Subvention an die Bundesgenossen, was zusammen zu dieser enormen Steigerung beigetragen hat. England hat bei weitem die höchsten Kriegskosten zu tragen. Es hat insaladehien bis zum August des zweiten Kriegsjahres etwa 50 Milliarden und wird bis Anfang dieses Jahres annähernd 60 Milliarden Schulden aufzubringen haben. Die während der Kriegszeit bewilligten Kredite beliefen sich bereits auf 62,6 Milliarden $\mathcal{M}$ und dürften kaum weit in das neue Jahr hineinreichen. Die Zinsen versucht es durch Erhöhung der Steuern und Zölle zu decken. Die Kosten selbst hat es zum kleineren Teile durch fundierte Anleihen teils im Vaterlande, teils unter recht ungünstigen Bedingungen in den Vereinigten Staaten aufgenommen. Der größte Teil wird einwillen durch Ausgabe von Schatzanweisungen verschiedener Art und mit verschiedener Laufzeit gedeckt; die letzten mit einer fünfjährigen Laufzeit und zu einem Zinsfuß von sechs Prozent. England wird also die Hauptsomme erst nach dem Kriege in feste Anleihen verwandeln müssen. Für die Frage der Schuldenlast an sich bleibt indessen die Form, ob fundiert oder nicht, ganz gleich.

Frankreichs Kriegskosten waren anfangs wohl erheblich geringer als die Deutschlands. Sie sind dann aber durch die Heranziehung der Kolonialtruppen, das Unternehmen des Salonihéeres, die Vorhölse an die Verbündeten sowie durch die teuren Bezüge aus den Vereinigten Staaten, die weit mehr ins Gewicht fallen als die entsprechenden Kosten in Deutschland, monatlich ebenfalls auf annähernd 2 Milliarden oder sogar etwas mehr gestiegen. Finanzminister Ribot gab die Aufwendungen bis Anfang 1916, für die er Kredit in Anspruch nahm, auf 61,6 Milliarden Franken, das sind 49 Milliarden $\mathcal{M}$, an. Durch Anleihen hat es nur einen kleinen Teil, etwa ein Viertel der Ausgaben, decken können, nachdem die fünfprozentige Staatsanleihe wie auch die Vertrauensanleihe keinen großen Erfolg hatten (zusammen nur 24 Milliarden). Vielmehr hat es Landesverleihungsabons und andere kurzfristige Werte in Umlauf gesetzt. Sodann hat die Bank von Frankreich sehr große Vorhölse leisten müssen, die in Zukunft ebenfalls in feste Anleihen verwandelt werden sollen. Der Rest besteht aus schwebenden, noch nicht bezahlten Schulden. Die Kriegsschuld dürfte bis Anfang dieses Jahres auf rund 50 Milliarden $\mathcal{M}$ und pro Kopf der Bevölkerung auf etwa 1200 $\mathcal{M}$ angewachsen sein. Rußlands Kriegskosten haben sich durch den Kampf auf verschiedenen Fronten, durch die Abhängigkeit von den japanischen und amerikanischen Lieferungen ebenfalls sehr erhöht, und mögen jetzt 2,5 Milliarden $\mathcal{M}$ monatlich ausmachen. Die Schuld dürfte bis Ende des Jahres etwa 58 Milliarden $\mathcal{M}$, d. i. 332 $\mathcal{M}$ auf den Kopf der Bevölkerung, betragen, die allein durch den Krieg verursacht wurden. Sie sind nur zum aller-kleinsten Teile durch innere Anleihen aufgebracht, über

Rauminhalt der bisher versenkten Handelsschiffe: 5 Millionen Tonnen zu je 1000 kg, gleich 333 333 Eisenbahnwagen zu je 15 t, die aneinandergereiht die Strecke Aachen - St. Petersburg (2300 km) bedecken.

Handelsschiffsverluste unserer Feinde bis Ende 1916.

England ohne Kolonien

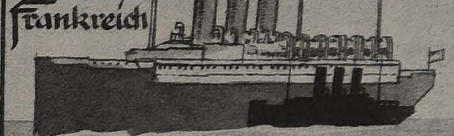


Bestand vor d. Kriege
19 256 766 Br.R.T.

Versenkt
2 977 820 Br.R.T. = 15,5 %

Außerdem in Deutschland festgehalten, sowie in nichtdeutschen Ostseehäfen und im Schwarzen Meer eingeschlossen: rund 350 000 Br.R.T.

Frankreich



Bestand vor d. Kriege
231 943 Br.R.T.

Versenkt
37 036 Br.R.T. = 16,2 %

Rußland



Bestand vor d. Kriege
1053 818 Br.R.T.

Versenkt
14 616 Br.R.T. = 13,9 %

Italien



Bestand vor d. Kriege
1 668 296 Br.R.T.

Versenkt
314 290 Br.R.T. = 18,8 %

Belgien



Bestand vor d. Kriege
352 124 Br.R.T.

Versenkt
32 971 Br.R.T. = 9,3 %

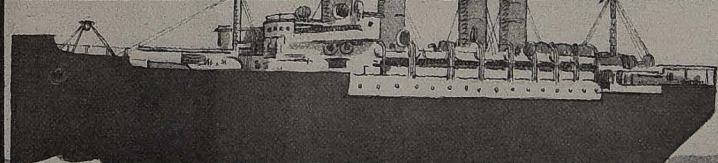
Japan



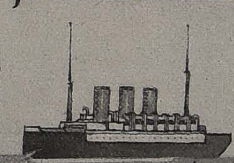
Bestand vor d. Kriege
1708 386 Br.R.T.

Versenkt
37 391 Br.R.T. = 2,2 %

Nach Abzug des von den feindlichen Regierungen beschlagnahmten Schiffsraumes verbleiben für den freien Verkehr in:



England
16 554 94 Br.R.T.



Frankreich
582 923 Br.R.T.



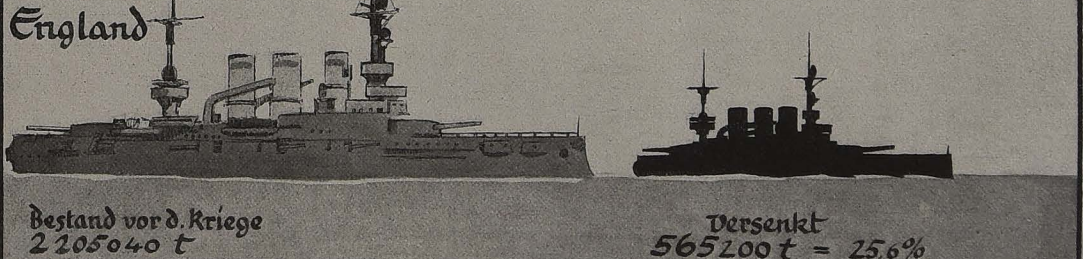
Italien
270 801 Br.R.T.

Rußland und Belgien
keine Schiffe

Beschlagnahmt sind in England 52%, in Frankreich 70%, in Italien 80%, in Rußland u. Belgien alle Handelsschiffe.

Kriegsschiffsverluste unserer Feinde bis Ende 1916.

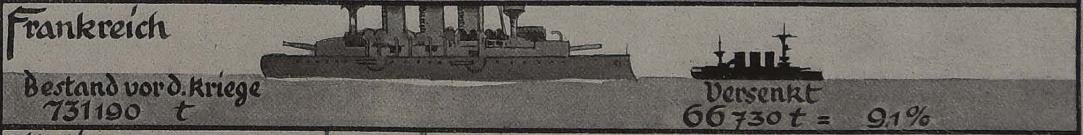
England



Bestand vor d. Kriege
2 205 040 t

Versenkt
565 200 t = 25,6 %

Frankreich



Bestand vor d. Kriege
731 190 t

Versenkt
66 730 t = 9,1 %

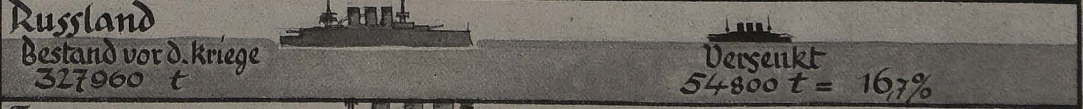
Italien



Bestand vor d. Kriege
402 140 t

Versenkt
63 600 t = 15,8 %

Rußland



Bestand vor d. Kriege
327 960 t

Versenkt
54 800 t = 16,7 %

Japan



Bestand vor d. Kriege
558 560 t

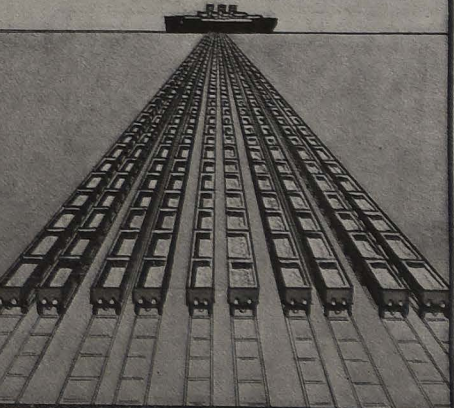
Versenkt
9 100 t = 1,6 %

Veranschaulichung des Tonnemasses.

1 Registertonne = 2,833 cbm
1 Gewichtstonne nach der Ladung berechnet wird = 1000 kg (engl. 1016 kg)

Rauminhalt eines Schiffes

Der Laderaum eines Schiffes von 3781 Br.R.T. beträgt 5000 Gewichtstonnen = 333 Eisenbahnwagen zu je 15 t, von insgesamt 2,5 km Gleisstrecke.



Der Seekrieg: Die Schiffsverluste unserer Gegner bis Ende Dezember 1916.

deren Zustandekommen wir nur sehr unvollständig unterrichtet sind. In der Hauptsache hat die Notenpresse durch Ausgabe von Obligationen des Reichsrentei Geld „machen“ müssen, das erst in Zukunft feste Formen annehmen kann und wird. Die Bundesgenossen haben dem Zarreich nur größere Summen für kurze Fristen zur Verfügung gestellt und diese an sehr harte Bedingungen geknüpft, so daß in England für etwa 8, in Frankreich für etwa 1 Milliarde solcher Werte sich befinden. Das finanzielle Schicksal Rußlands, das schon vor dem Kriege zweifelhaft war, sieht in der Zukunft sehr bedenklich aus: seine Zinsen werden Anfang 1917 bereits 4 Milliarden $\mathcal{M}$ betragen!

Österreich-Ungarn hat bis Ende 1916 vier Anleihen herausgebracht, die den Gesamtbetrag von 17 Milliarden $\mathcal{M}$ ergaben. Seine Kriegsausgaben sind weit geringer als die unferen. So werden die monatlichen Ausgaben gegenwärtig 1¹/₂ Milliarden schwerlich übersteigen. Der nichtgedeckte Teil der Kriegskosten wird durch Schatzscheine und Schatzwechsel sowie durch eine in Deutschland aufgenommene Valutalanleihe und endlich durch umlaufende Solawechsel getragen, die wiederum künftig die endgültige Form annehmen müssen. Bis Anfang dieses Jahres wird die Kriegsschuld auf etwa 33 Milliarden $\mathcal{M}$ geliegen sein, was auf den Kopf der Bevölkerung 650 $\mathcal{M}$ ausmacht. Geringer sind die Kriegsausgaben Italiens, dadurch, daß es nur etwa die Hälfte des deutschen Heeres an Truppen besitzt und seine Flotte nur unbedeutend ist. Dafür sollten freilich die Expeditionen nach dem Balkan und die Lieferungen durch die Entente relativ viel. Anfangs beliefen sich die monatlichen Aufwendungen nur auf 400 Mill. $\mathcal{M}$; sie sind aber auf etwa 900 gestiegen, so daß bis Ende 1916 die bloßen Kriegskosten annähernd die Höhe von 14,5 Milliarden $\mathcal{M}$ erreichen werden. Italien hat eine Rüstungs- und zwei Kriegsanleihen aufgenommen, außerdem inländische Schatzscheine und in nennenswertem Betrage auch ausländische Kredite. Trotzdem hat es von den Großmächten bisher noch die kleinste Schuldenlast, die aber doch bei dem im ganzen armen Lande mit einem Durchschnittsbetrag von 400 $\mathcal{M}$ auf den Kopf der Bevölkerung sehr empfindlich wirken muß.

Es bleiben noch die Kleinstaaten Belgien und Portugal und sodann die Balkanländer Bulgarien, Serbien, Rumänien und die Türkei. Sie sind zu ungleicher Zeit in den Krieg getreten, und ihre Kriegskosten sind schon darum weit geringer. Bis Anfang 1917 dürfte jeder der Staaten sich mit 1 bis 2 Milliarden Kriegsschulden belastet haben. Sie sind bisher, außer bei Belgien, in der Hauptsache durch ausländische Anleihen und Vorschüsse aufgebracht worden, die wohl auch nach dem Kriege in dieser Form weiterbestehen werden: Rumänien, Serbien, Belgien von der Entente; Bulgarien und die Türkei, wozu in Zukunft noch Polen treten wird, von Deutschland.

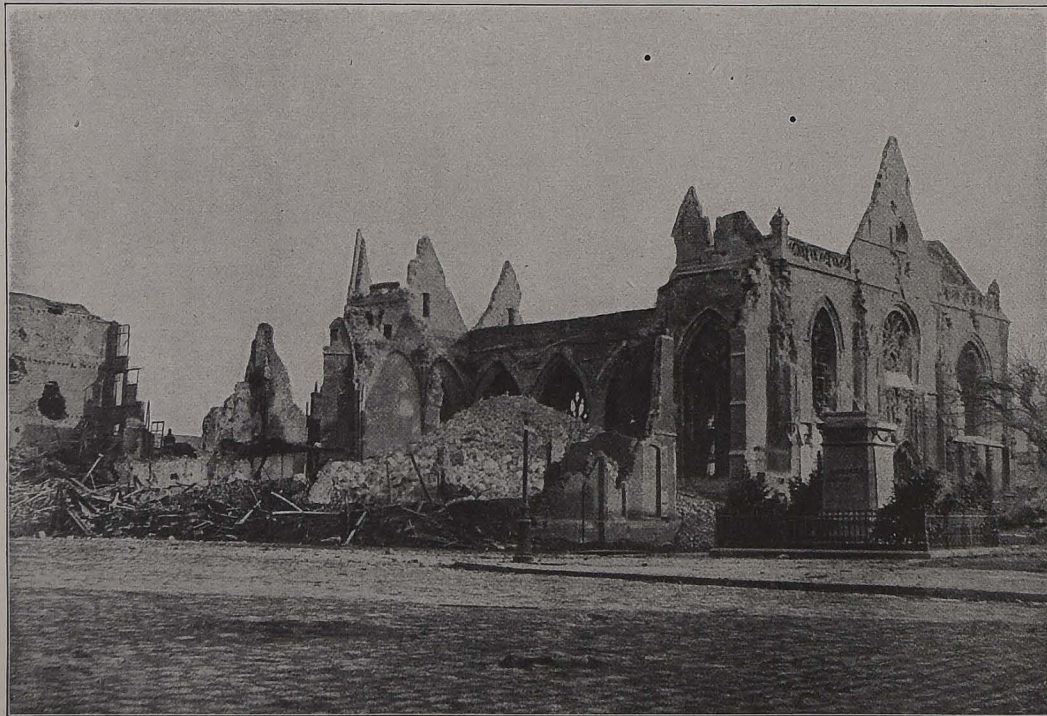
Wir können jetzt eine Gegenüberstellung der Schulden vor und nach dem Kriege versuchen. Danach belief sich der Betrag bei den hier aufgeführten zwölf kriegsführenden Ländern vor dem Kriege auf 120 Milliarden $\mathcal{M}$. Die neuen Kriegsschulden bis Ende 1916 werden allein etwa 275 Milliarden betragen, wobei vier fundierte und unfundierte Anleihen zusammenrechnen. Mit anderen Worten: die Schuldenlast hat sich in den zweieinhalb Jahren des Krieges mehr als verdreifacht. Relativ am stärksten ist die Zunahme in England, von 14,9 auf 26,2. In Deutschland rechnet sich eine Zunahme von 21,1 auf 73,8 Milliarden. War vor dem Kriege ein durchschnittlicher Schuldenbetrag von 254 $\mathcal{M}$ auf den Kopf der Bevölkerung in den kriegführenden Staaten zu berechnen, so nach dem Kriege von 840. Das ist der Durchschnitt. Aber die einzelnen Länder weichen davon sehr erheblich ab. Auch hier verhält sich finanziell England am ungünstigsten: seine Schulden haben sich pro Kopf vervinfacht (von 310 auf 1592 $\mathcal{M}$), die von Deutschland (312 auf 1084), Frank-

reich, Rußland ungefähr verdreifacht, von Österreich-Ungarn fast vervierfacht, von Italien beinahe verdoppelt. Dabei verhalten sich die Schulden der Ententeländer gegenüber denen der Mittelmächte wie 185 zu 90 Milliarden $\mathcal{M}$, d. i. wie 2:1. Die Gegner haben wie noch einmal so große Kriegsschulden aufgenommen als wir.

Wir fassen kaum, was diese Zahlen bedeuten, und wir sehen nicht deutlich, wie auch nur die enormen Zinsen im ungefähren Jahresbetrag von rund 18 Milliarden $\mathcal{M}$ von dem erschöpften Europa aufgebracht werden können, während bisher der Zinsendienst nur etwa 4,5 Milliarden $\mathcal{M}$ betrug. Es wird ganz neuer Methoden der Finanzwirtschaft bedürfen, um den neuen Aufgaben gerecht zu werden.



Der Marktplatz in Yverdon.



Die Kathedrale in Yverdon. (Der Turm ist heruntergeschossen.)

Wie die Franzosen im Sommegebiet ihre eigenen Städte zerstören.

(Nach Aufnahmen von Hofphot. G. Berger, Potsdam.)

Die feindlichen Schiffverluste.

Eine der unerwartetsten Begleiterscheinungen des Krieges ist die Frachtraumnot unserer Gegner. Für die Fortführung des Krieges haben allmählich ihre Handelsschiffe eine größere Bedeutung gewonnen als ihre Kriegsschiffe; und dabei haben wir die Sicherheit, daß durch unsere Waffen dieses Kriegsmittel trotz aller Abwehrversuche von Tag zu Tag mehr gefährdet und verringert wird.

Der Bedarf der Gegner an Hilfsschiffen für die Kriegsmarine war weit größer, als ihre Kreeber je angenommen hatten. Die ungeheuren Kriegsmaterialtransporte, besonders von den Vereinigten Staaten, die Bewachung der Handelswege durch Hilfskreuzer, das Heranschaffen farbiger Landseile aus allen Gegenden der Welt und nicht zum geringsten die deutsche Minenplage rings um England beanspruchten allein in diesem Lande schon in den ersten Monaten nahe-

zu ein Viertel seiner Handelsschiffstomage. Frankreich, das infolge der Besetzung seiner reichsten Kohlen- und Industriegegend und eines großen Teils seines besten Ackerlandes durch unsere Armee mehr als in Friedenszeiten auf die Einfuhr angewiesen war, beschlagnahmte nach kurzer Zeit den größten Teil seiner Handelsflotte. Die russischen Schiffe waren teilweise in der Ostsee und im Schwarzen Meere eingeschlossen; was sich draußen befand, wurde zur Heranschaffung von Kriegsmaterial verwendet.

Der Krieg beansprucht in seiner weiteren Entwicklung immer mehr Schiffsräume. Die Gallipoli-Expedition, die Unternehmungen in Mesopotamien, Saloniki, der Eintritt Italiens, die Versorgung Rußlands über Vladivostok und Archangelssk, der ungeheure Munitionsverbrauch an den Fronten und auch die mangelhafte Erzeugung von Lebensmitteln in den eigenen Ländern zwangen unsere Gegner zur weiteren Beschlagnahme von Tonnage zu einer rücksichtslosen Ausnutzung des Schiffsmaterials und zur Einstellung von Schiffen in Fahrten, zu denen sie wegen ihrer Größe, ihres Alters und ihrer Einrichtungen oft nur wenig geeignet waren. Erleichtert wurden diese Umstände noch dadurch, daß die Werften zum Bau und zur Reparatur von Kriegsschiffen bereit herangezogen wurden, daß der Handelsschiffbau Englands auf ein Viertel seiner früheren Leistungsfähigkeit zurückging und sich fast lediglich auf die Fertigstellung bereits begonnener Schiffe beschränkte, während er bei den übrigen Gegnern, Japan ausgenommen, nahezu gänzlich stockte.

Zu all diesen Mäßen kommt die besonders in den letzten Monaten sich ständig steigende Wirkung unseres U-Boots-Kreuzkrieges. Ungeheure Schiffspreise und Frachtpreise, die oft das Zehn- bis Zwanzigfache und mehr der Friedenssätze erreichen, sind die Folge und bedingen Lebensmittelmangel und Preise, die sich unsere Gegner nicht haben träumen lassen. Für den freien Frachtwert der Welt stiegen Ende 1916 nunmehr nur noch rund 24 Millionen Brutto-Registertonnen zur Verfügung, d. i. weniger als die Hälfte der Tonnage zu Beginn des Krieges. Besonders schwer wird England nach dem Kriege seine Handelsschiffsverluste, die eingeschränkte Tätigkeit seiner Werften und das Aufgeben oder die mangelhafte Unterhaltung seiner Kampfseilinen spüren. Es war bisher der Frachtfahrer der Welt, hatte allein dadurch eine jährliche Einnahme von 2 Milliarden $\mathcal{M}$, bezahlte mit seinen Kohlen einen großen Teil seiner Einfuhr und versorgte die Welt mit Handelsschiffen. Jetzt haben sich überall die Neutralen und der Bundesgenosse Japan eingeordnet und sich besonders im Schiffbau von England freigemacht.

Durch den Krieg verloren die Gegner bisher, soweit festzustellen ist, 3900 000 Brutto-Registertonnen, die einschließlich der Ladung mit mindestens 3 Milliarden $\mathcal{M}$ zu bewerten sind. Die Beute unserer U-Boote teigert sich von Monat zu Monat, und damit geraten unsere Gegner in immer größere wirtschaftliche Nöte.

Auch den feindlichen Kriegsflotten brachte der Krieg unerwartete bittere Verluste. Die Engländer hatten sich das Behalten der Meere und besonders das Ungehörliche machen der deutschen Flotte als eine leichte Aufgabe vorgestellt. Sie wurden arg enttäuscht; unsere U-Boote und Minen nagen dauernd an den Beständen unserer Gegner und haben das Fahren größerer Einheiten in allen Gewässern, die diesen beiden Waffen erreichbar sind, äußerst erschwert. Wo Schiffsverbände aufeinandertrifften und die Übermacht nicht gar zu erdrückend war, fügten unsere Granaten und Torpedos dem Feinde schwere Verluste zu. Den Ausgang der Seeschlacht vor dem Skagerrak, der seinen Jahrhundert alten Ruhm unbefrührter Seeherrschaft dahinnahm, wird England nie verwinnen. Bis jetzt verlor es 25 v. S. seines zu Kriegsbeginn vorhandenen Bestandes, während die Gesamtverluste der Gegner mit 760 000 Tonnen schon jetzt den Bestand der französischen Flotte übersteigen

Jugendschuld. Novellette von Adolf Vögtlin.

(Schluß.)



ch war überrascht von der Kraft des Rufs; es klang wie die jubelnde Bestätigung meines Lebenswillens durch die heilige Mutter Natur. Ihre Stimme, ihre Größe, ihre ungeahnte Schönheit überwältigte mein zitterndes Herz. Es warf mich auf den Rasen nieder, und nun schluchzte es unter Tränen und Krämpfen aus meiner befreiten Seele heraus: Ich will leben! Ich will leben! Und ich krallte meine Hände fest in den mütterlichen Schoß der Erde.

Dann, als ich mich ausgeweint und ausgejubelt hatte, kam ein wunderbares Behagen, eine kühle Gelassenheit über mich, als wäre ich mit Leib und Seele aus einem quellenden Jungbrunnen gestiegen. Ich nahm meinen Rucksack und den Wanderstock und eilte in steilen Kehren die nächste Talstufe hinauf. Da ergriff mich ein neues Bild. Der tobende Wildbach hatte die Ebene, soweit ich sehen konnte, mit seinen gelben, Büsche und Balken tragenden Fluten überschwemmt. Auf den durchbrochenen Dämmen standen die Männer eines Dorfes, denen der Wildling die Heimstätten übel zerzaust hatte, und wehrten ihm in eifriger Gelassenheit. Da war kein Gejammer und kein Geschrei, nur unablässige Arbeit. Unverzagt setzten sie ihr Leben ein, um die furchtbaren Lücken mit großen Baumstämmen zu verstopfen und zu retten, was noch zu retten war. Und wie ich nun rüstig weiterzog, um noch vor Abend die zweite Talstufe zu erreichen, war mir so leicht, als hätte mir jemand meine Bürde abgenommen. Was war denn mit mir geschehen? Hatte die Luft ihren Druck verloren, oder hatte meine Seele neue Kräfte geschöpft und ließ sie hinausströmen in meinen Körper? Als sollte ich den Himmel erstürmen, trieb es mich bergwärts. Die Füße kamen kaum dem innern Drange nach, und der hörte erst auf, als ich den nächsten mächtigen Talriegel erklommen hatte.

Da lag eine haushohe Lawine, mit Felsblöcken und zersplitterten Tannen vermischt, und versperrte mir den Weg und dem Bache den Abfluß. Ratlos stand ich vor dem Hindernis und suchte nach einem Durchgang. Umsonst. Auf einmal hörte ich einen hellen Juhu-Schrei. Er kam von der Höhe, und ich entdeckte vor dem dunklen Wald die weißbehemdete Gestalt eines Hüterjungen, der mich beobachtet und meine Hilflosigkeit begriffen hatte.

„Drum herum!“ rief er mir zu und bedeutete mir durch Zeichen mit der Hand, daß ich zu ihm hinaufsteigen müsse.

„Drum herum!“ tönte es nochmals zu mir herab, als ich zögerte.

Ich weiß nicht, wie es kam; aber wie ich den steilen Hang hinaufkroch, bohrte sich der Ruf in meinem Gedächtnis fest, und ich murmelte mehrmals vor mich hin: Drum herum! Drum herum!

Der Fingerzeig, den mir die allmächtige Natur gab, beschäftigte mein Sinnen. Ich stieg, daß der Schweiß von der Stirne troff, und daß es mir im Gehirn glühte. Noch sah ich keinen Weg; aber weit hinten im Tal stieg im Licht der Sonne ein stattliches Dorf vor mir auf. War es das Endziel meiner heutigen Wanderung?

Drum herum! Drum herum!

Nun sah ich nicht mehr das ungeheure Ereignis in der Natur, sondern das entsetzliche Geschehnis aus meiner Jugendzeit vor mir liegen. Ich hatte alles versucht, um darüber hinwegzukommen. Vergebens. Also drum herum! Hier brauchte es nur einen mühevollen Aufstieg. Wie sollte der in meinem Leben aussehen?

Als ich auf der Höhe ankam, wo der Hüterknabe stand, von Zeit zu Zeit nach der Viehherde auslugend, dann wieder aus seinem Appenzellerpfeifchen schmauchend, konnte ich den Weg nach dem Talhintergrund überschauen, von wo die mit roten Ziegeln bedeckten Häuser des Dorfes herüberleuchteten. Ich mußte um die Lawinentrümmerrstätte herum wieder ins Tal hinuntersteigen. Der Weg tauchte dort hell und klar aus dem trüben See heraus, den die Sperrlawine aufgestaut hatte.

„Wie weit ist's nach Hohwangen?“ fragte ich den Hirten.

„Eine starke Stunde“, gab er mir zur Antwort. „Dort hinten liegt's!“ und er zeigte mir die neuen Häuser, die sich um ein aus ihrer Mitte emporstrebendes altes Kirchlein scharten, welches auf einem kleinen Hügel lag. Ich erfuhr von ihm, daß das Dorf vor einem Jahrzehnt bei einem Föhnsturm mit Ausnahme des Kirchleins niedergebrannt und seitdem von der Bewohnerschaft aus eigener Kraft, ganz ohne fremde Hilfe, neu aufgebaut worden war. Daher stammten also die grellroten Ziegeldächer, während man sonst überall in dieser Bergwelt graue steinbeschwerte Schindelbedachung sah, die so zart mit der grünen Umwelt zusammenstimmt.

Ich hatte mich, in Hohwangen angekommen, kaum recht in einem bescheidenen Gasthof — „Zum Adler“ hieß er — erfrischt, als es mich schon wieder ins Freie trieb, um die schöne Abendluft und den Glanz der Berge zu genießen. Ich stieg zum Kirchlein hinauf und entdeckte nun erst, wie das Dorf in einem weiten Kessel lag, in welchem vier verschiedene Täler einmündeten, die alle im Hintergrunde mit breitgestirnten Schneebergen oder zackigen Silberhörnern abschlossen.

Wie ich auf dem Bänklein in der Vorhalle saß und mich über die Schönheit dieser Bergwelt wunderte, überkam mich ein Frohgefühl innerer Befreiung, wie ich es noch nie erlebt hatte. Uplötzlich schoß in mir der Gedanke auf, ich wolle einige Wochen hier bleiben, anstatt die Wanderung ins Unbekannte fortzusetzen, und Woche um Woche mehrtägige Ausflüge in die vier Täler und ihre Berge unternehmen, um endlich meiner Gesundheit eine sichere Grundlage zu geben.

Als ich meinen Entschluß den Wirtsleuten mitteilte, die nur wenige Gäste hatten, waren sie erfreut und taten mir von Stund an alles zuliebe, was ihnen möglich war. Der Wirt, der Gemeindeammann war, überließ mir sogar seine eigene Schreibstube, damit ich an Regentagen ungestört arbeiten konnte. Hier hing eine vom Pfarrer verfaßte Gedenktafel an der Wand, auf welcher das letzte Dorfunglück dargestellt war, das jedoch durch die gegenseitige brüderliche Hilfe, welche seine Bewohner einander gewährt hatten, zum Dorfsegen wurde. Erst dieses Unglück hatte sie eigentlich zu wahrhaftigen, hilfreichen und nächstenliebenden Christen gemacht. Und die Darstellung schloß mit dem schönen Gedanken: „Wer sich ums Wohl der andern müht, um dessen Heil ist's wohl bestellt!“

Der Gedanke setzte sich sofort in meinem Gedächtnis fest und blieb mir dann unvergänglich, weil ich seine Wahrheit erlebte.

Ich vernahm und sah nämlich mit eigenen Augen, wie es dem Wirte und seinen Nachbarn an Arbeitshänden fehlte, als die Heuernte anfang. Da schämte ich mich meiner eigennützigen Bergwanderungen, blieb im Tal, griff überall zu, wo ich helfen konnte, und daß zum erstenmal in meinem Leben mein Brot im Schweiß meines Angesichtes. Welch eine Herzensfreude für mich, wenn ich nun sah, wie der Dank den guten Leuten aus den Augen leuchtet! Wie schmeckte mir das Essen, wenn ich von der frischen Bergluft und der Bewegung bei der Arbeit, die mich jeden Tag leichter ankam, angeregt und ausgehungert mich hinter den wohlbestellten Tisch setzen durfte, wo alle so freundlich mit mir waren, wie sie sich sonst in allen Dingen gut und zuverlässig erwiesen! Der Schlaf ging mir erquickend bis ins Mark hinein, und als ich mich eines Tages im Spiegel musterte, fiel mir auf, wie gesund und frisch ich aussah, wie alle Angst und Unruhe aus meinem Gesicht verschwunden war.

Mit jedem Tag verwuchs ich inniger mit meiner menschlichen Umgebung, wozu nicht wenig beitrug, daß ich an dem jungen Pfarrer und seiner Gattin eine herzliche Teilnahme fand und volles Verständnis für das, was mich bedrückte. Am Abschiedsabend kamen sie beide in dem Adler, wo sich neben den Wirtsleuten auch einige Nachbarn einfanden, und feierten mit mir ein baldiges Wiedersehen.

Ich wollte einige Worte des Dankes sprechen; aber aus den wenigen Worten wurde eine lange Rede, in der ich meine Genesung schilderte,

an der nicht nur die Berge ihren Anteil hätten, und ich schloß mit der Versicherung, daß ich, wenn ich wiederkäme, alsdann für immer unter ihnen bleiben würde, dann aber als richtiger Helfer, als Arzt.

Das war den Leuten von Hohwang eine frohe Verheißung; bis jetzt waren sie genötigt, den Helfer in kranken Tagen vier Stunden weit herzuholen, und bis die zähen Bergleute sich dazu entschlossen, ließen sie eher zuwartend einen Schaden weiterwuchern.

Leichten Herzens und hochgemut, wie es einem Studenten geziemt, fuhr ich, nachdem ich zum Abschuß meines Bergaufenthaltes noch einige anstrengende Höhenwanderungen ausgeführt hatte, zu Tal. Es war mir, als hätte ich da eben einen unerschöpflichen Vorrat an Nervenkraft gesammelt, und, zu Hause angekommen, stürzte ich mich mit der Entschlossenheit und Ausdauer eines Siegers auf das weitschichtige Studium der Medizin. Ich durfte wahrnehmen, wie meine Eltern aus Freude darüber zusehends auflebten; mein froher Mut steckte alle an, und wie ich alle Hindernisse infolge unablässiger Arbeit scheinbar spielend nahm, ergriff der Wissensdrang auch meine Schwester. Sie widmete sich der Krankenhilfe, und wir träumten schon davon, daß wir einmal zusammen ein Sanatorium in den Bergen übernehmen und unser ganzes Leben dem Dienste der leidenden Menschen weihen würden.

Unvergeßlich ist mir, wie meine Mutter erlöst aufjubelte, als ich mit dem Arztpatent von der Universität heimkehrte.

„Helmut, mein lieber Helmut, jetzt bist du gerettet!“ Solange hatte sie im stillen daran gezweifelt, daß mir die innere Befreiung gelingen würde.

Sie hatte tiefer in meine Seele hineingeblickt als der Vater, der mich von dem Augenblick an geheilt wähnte, als ich mich mit voller Kraft und Sammlung auf das Studium warf.

Nachdem ich mich in meinem Berufe zwei Jahre lang in Spitälern ausgebildet hatte, zog ich mit meiner Schwester in die Berge und fand in Hohwang eine ausgiebige Beschäftigung, die nicht selten in schwere Anstrengung überging. Zur Sommerszeit fand sich eine stattliche Anzahl Nervenkranken bei uns ein, die genau studiert und behandelt sein wollten. Im Winter, bei Sturm und Schnee, ging die Aufgabe manchmal über meine Kraft.

Der Tag war mir heilig im Dienste der Nächsten, die Stunde wert und ausgefüllt, und so besaß ich Handhaben genug, um mich aus aller Selbstanklage und Grübelei, wenn sie mich von neuem befiel, emporzuarbeiten.

Doch kehrten sie zur Zeit der Ebbe in der Beschäftigung wieder, und ich wandelte oft selbst mitten im Sonnenschein unter einer Wolke, die anderen nicht sichtbar war. Sie tauchte immer wieder auf und warf ihren dunklen Schatten auf mein Gemüt. Besonders dann, wenn ich im Laufe der Jahre dann und wann einen blonden Knaben in seinem Sterbebett liegen sah, wenn auch ohne den Siegeskranz Erichs, überkam mich immer wieder eine Erschütterung, die tagelang in mir nachzitterte, und ich verlernte das Weinen und Schluchzen nie.

Ich wußte es wohl, daß mein Benehmen den Leuten oft auffiel; man setzt beim Arzt Ruhe und Selbstbeherrschung, wenn nicht sogar Abhärtung gegen die bitteren Pfeile allgemeinen Menschenleides voraus. Da ich den Leuten nicht erklären konnte, woher meine Tränen und meine Teilnahme stammten, hielten sie mich für einen Mann mit übergroßem Herzen, was ich nicht bin . . .

Obschon ich merkte, daß diese Erschütterungen von Jahr zu Jahr sich dämpften und immer seltener zu Ausbrüchen meines Herzens führten, wollte ich nicht an meine völlige Erlösung glauben, bis ich sie an einem Knaben sich vollziehen sah, der mir zur Behandlung übergeben worden war.

Das gleiche Schicksal hatte den Vierzehnjährigen getroffen wie mich. Beim Spielen mit einer scharfgeladenen Pistole war ihm unversehens ein Schuß losgegangen und hatte seinen liebsten Freund getötet.

In heller Verzweiflung darüber wollte er sich das Leben nehmen, wurde aber daran verhindert und mir für ein Jahr zur Pflege übergeben. Die Kraft, die ihm aus der Bergsonne und der Höhenluft zuströmte, gab ihm in Verbindung mit regelmäßiger körperlicher und geistiger Arbeit die nötige Sammlung wieder, um ihn fürs Leben stark zu machen.

Als dann später Zweifel an seiner Unschuld in ihm aufsteigen wollten, als er in Grübelei versank, sich als ein von Gott verworfenes Werkzeug ansah und nicht mehr an eine für ihn ersprießliche Zukunft glauben mochte, sagte ich eines Tages zu ihm: „Sieh; das alles hab' ich auch erlebt, und

es lag jahrelang auf mir und wollte mich zu Boden drücken. Aber wir sind nicht wie die spröden Buchen, die in Splitter gehen, wenn der Schnee auf ihnen lastet; wir sind wie die schlanken Rosenbäume, die sich darob zur Erde beugen und hernach, wenn die Last geschmolzen, wieder erheben zu schlanker, grader Herrlichkeit. So sind wir; so bist auch du.“

Er schüttelte ungläubig den Kopf; dann sah er mich mit großen Augen verwundert an und lief davon.

Da nahm ich ihn an einem Sonntag nachmittag wieder vor. Das Kirchengeläute war oben verstummt, und die feierliche Stille der Berge zog zum Fenster herein in die Stube, wo ich mit ihm und meiner Schwester beim Lesen saß. Ich sah, wie er plötzlich das Buch, das er in Händen gehalten, beiseite legte und mit vorgebeugtem Kopf in sich hineinsann, wie er es häufig tat, wenn er sich unbeobachtet glaubte. Dann merkte ich, wie ihm die Tränen über die Wangen rollten, und wie er sie mit dem Taschentuch verstohlen wegnahm.

Ich setzte mich ihm gegenüber, ergriff seine beiden Hände und fragte ihn, was ihn bedrücke.

„Es ist immer das gleiche“, sagte er in einem Tone, als gäbe es keinen Trost für sein Leid. Der Junge, der in allen Dingen zuverlässig, brav und guten Willens war, dauerte mich bis ins Herz hinein. Da raffte ich mich auf und erzählte ihm, was ich nie zuvor getan, mein eigenes Jugenderlebnis, indem ich andere Personen vorschob. Da richtete sich der Junge vor mir auf, als ob er eine unsichtbare Last, die des dumpfen Gefühls, abgeworfen hätte, und fing an, mit Vernunftgründen auf die Sache einzugehen. Da hatte ich ihn schon gewonnen. Denn nun strömte eine solche Menge Beispiele von bedeutenden Menschen, die durch Schuld groß geworden waren, auf mein Gedächtnis ein, daß ich ihn damit überwältigen konnte.

Und als ich ihm dann nachwies, daß seine Schuld eine ungewollte und unverschuldete sei, hundert Gründe für die Befreiung seines Herzens fand und damit auf ihn eindrang, wie ich's gegen mich niemals gekonnt hatte, war er im Geiste gerettet. Je gesunder und stärker dieser wurde, um so mächtiger war auch das Bollwerk gegen die aus dunklen Abgründen von Zeit zu Zeit auftauchenden Wogen des Gefühls und ihren unheimlichen Ansturm. Das wußte ich aus Erfahrung.

Meine Schwester war zugegen gewesen und hatte meiner Erzählung und der daran sich anknüpfenden Betrachtung zugehört, ohne mich durch eine Zwischenbemerkung zu unterbrechen.

Als ich damit zu Ende kam, stand sie von ihrer Arbeit auf und sagte: „Helmut, Bruder, das ist ja doch deine Geschichte, Wort für Wort!“

„Jawohl,“ bemerkte ich zu meinem jungen Leidgenossen, „das ist meine Geschichte. Und siehst du, trotzdem ich das gleiche erlebt und durchgemacht habe, bin ich groß und stark und ein brauchbarer Mensch geworden — was du auch werden sollst und werden willst. Versprich es mir!“

Einen Moment schlug er seine großen Augen zu mir auf, dann schlang er mir beide Arme um den Hals, schluchzte und weinte, und dann brach er in ein schütterndes Lachen aus, das den Krampf seiner Seele löste.

Und wie ich nun weiter in ihn drang, um ihn auf eine neue Denkweise zu bringen, ihn in der Überzeugung von seiner Unschuld zu bestärken und den schmerzlichen Fehltritt der Unvorsichtigkeit als eine schlimme Fügung des Schicksals hinstellte; wie ich ihm zeigte, daß dieses Schicksal, wie ich es erfahren, darauf ausgehe, uns durch seine Schläge aufzupeitschen und uns an Leib und Seele stark zu machen, indem es uns zwingt, die Scharte auszuwetzen; wie ich ihn so weit überzeugte, daß Frohmut und Begeisterung ihn erfaßten, tüchtig und gut zu werden, fühlte ich, wie der Krampf, der meine eigene Seele seit Jahren umklammert hielt, sich mählig löste und der dumpfe Druck, der auf meinem Geiste gelastet, wich und schwand.

Und jetzt kam auch die Zeit für mich, wo ich nicht mehr am hellen Himmel die dunkle Wolke sah, unter deren Schatten ich so viele Jahre durchs Leben gewandelt war. Er war mir so schön und freundlich wie anderen Menschen. Und wenn das Tor zum Himmel sich nur mit reinen Händen öffnen läßt, dann . . .

Hier endigte das schriftliche Andenken, das Helmer seinem Jugendfreund Erich gewidmet hatte. Nun seh ich ihn selber im Siegeskranz.



Von den Kämpfen einer Reserveinfanterie an der Somme. Ausheben eines Franzosenleibes im St.-Pierre-Raaf-Walde durch eine Sturmkompanie. Nach einem Aquarell für die Zeitschrift „Illustration“ von dem Kriegsteilnehmer Martin Grotz.

Die Donau.

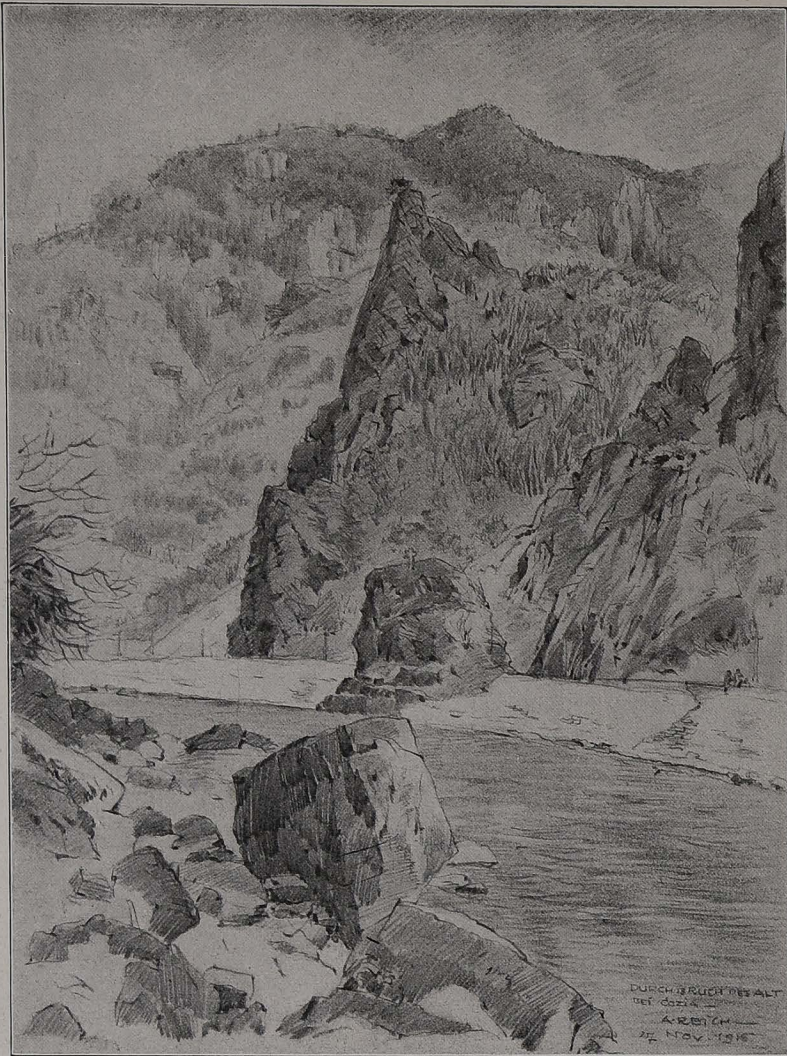
Von Arthur Dix, Sofia.

Als ich in den ersten Julitagen 1916 die deutschen Reichstagsabgeordneten auf ihrer Fahrt über Borna und die Donau begleitete, war in Borna, dem alten Ausfuhrhafen der Südbukowina, großes Klagen der führenden Handelsherren: die Bedeutung der Stadt sei dahin, ihr kostbares Hinterland geraubt. Und nicht mißverständlich war der Wunsch, es wieder zu bezeugen.

Von Borna ging es über die erste, von Engländern höchst oberflächlich eingerichtete Eisenbahn Bulgariens nach Ruffschut, von dem ganz europäischen, köstlich gelegenen Kriegshafen am Schwarzen Meer nach dem großen Handelshafen an der Donau. Einst war Silistria Bulgariens der Donaumündung nächstgelegener Donauhafen; aber gerade auf diese blühende Handelsstadt hatten die Rumänen es 1913 ganz besonders abgesehen. Silistria zählte übrigens neben 6500 Bulgaren und 4000 Türken nur 250 Rumänen, ehe es unter rumänische Herrschaft kam.

Ruffschut ist bereits am 28. August 1916 von rumänischen Granaten heimgesucht worden, bevor auch nur die diplomatischen Beziehungen abgebrochen waren. Die Rumänen mochten die Ausrede versuchen, daß sie nur die österreichisch-ungarischen Monitoren hätten treffen wollen. Aber wo liegen die Monitoren, und wo liegt die Stadt? Wir haben beide besucht, und wenn ich mich recht entsinne, schwimmen die Monitoren weit unten im breiten Bett der Donau, wogegen die Stadt hoch oben auf beträchtlich erhöhtem Ufer liegt!

Auf der ganzen, langen Fahrt von Ruffschut bis Turnu-Severin ist die Donau sehr breit, und das linke — rumänische — Ufer ist ganz flach. Der Strom bildet zahllose, oft recht große Inseln, und das flache Ufer ist mit Seen durchsetzt. Das rechte — bulgarische — Ufer fällt mehr oder weniger steil von der fruchtbaren bulgarischen Ebene ab. In zwei und mehr Kilometer Breite zieht der Strom träge dahin. Bisweilen ist das jenseitige Ufer nur schwach sichtbar, wogegen das bulgarische Ufer durchschnittlich 15 bis 30 m emporragt. Gegenüber Ruffschut und mit diesem in Friedenszeiten durch lebhaften Handel verbunden, liegt Gurgin, das von den



Der Durchbruch des Alt bei Gogia.

österreichisch-ungarischen Monitoren gleich am ersten Tage nach der Kriegserklärung kräftig und wirkungsvoll beschossen wurde. Auch sonst haben die Orte der rumänischen Donaufront von Anfang an den Krieg deutlich zu kosten bekommen. Dafür haben sie ihrerseits auch das oberhalb Ruffschut gelegene Silistvo ohne Kriegserklärung unter Feuer genommen — die Stätte des russischen Donaulberganges von 1877. Wir haben übrigens gelegentlich der Bulgarienreise der Abgeordneten erfahren können, wie deutschfreundlich dieses Silistvo heute geklungen ist: Unsere Donaufahrt sollte beschleunigt werden, um bei Tageslicht die Kaimanisch durchfahren zu können. Aber die Einwohner von Silistvo hatten sich in erbarmungslos sengender Sonne am schattenlosen Landungsplatz am frühen Vormittag versammelt, um unsere Durchfahrt nicht zu verfehlen, und ein deutscher Offizier eilte unserem Dampfer im Motorboot mit der Bitte der Stadt entgegen, doch wenigstens fünf Minuten der Begrüßung zu gestatten, nachdem die ganze Stadt seit vielleicht sechs Stunden in der prallen Glut geduldig ausgeharrt. Natürlich wurde der Wunsch erfüllt.

Die Verengung der Donau, die hinter Turnu-Severin beginnt und ins Eisene Tor hinaufführt, bildet die letzte, kürzeste Strecke der rumänisch-bulgarischen Grenze. Turnu-Severin selbst ist ein Handelsplatz, dem der Krieg zu wesentlich gesteigerter Bedeutung verholfen hatte. Himmelhohe Lagerschuppen mit Elevatoren und Erhäusern zeugten von dem Handel, der von hier aus stromaufwärts mit den Mittelmächten betrieben wurde und Ströme blinkenden Goldes nach Rumänien lenkte. Am rechten Ufer ist hier bereits Neubulgarien. Der letzte altbulgarische Donauhafen von Bedeutung ist Vidin, die Kaviarstadt, aus dem früher viel „echt russischer“, diesem übrigens durchaus ebenbürtiger Kaviar nach „Europa“ kam.

Der Vidin-Kaviar erinnert mich noch an eine weitere „Grenzberichtigung“, die zwischen Bulgarien und Rumänien ins Reine zu bringen wäre: Die Donaugrenze hat Rumänien im einzelnen so zu lenken gewußt, daß mit Bezug auf das Fischereiwesen Bulgariens erheblich benachteiligt ist. Das Land könnte einen wertvollen Ausfuhrartikel gewinnen, wenn es in der Donaufischerei freier beweglich würde.



Kloster Gogia am Alt bei Gaimanesti.

Der Krieg gegen Rumänien.

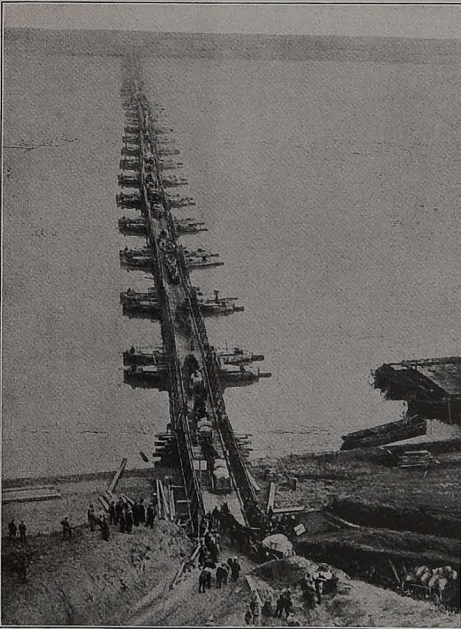
Nach Zeichnungen des auf dem rumänischen Kriegsschauplatz weilenden Mitarbeiters der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Albert Reich.



Deutsche Munitions-Autokolonne überwindet den verschneiten Ditozpaß (Siebenbürgen).



Deutsche Munitionskolonnen im Ditozpaß (Siebenbürgen).



Kolonnen überschreiten die Donaubrücke bei Silistvo.



Blick auf den Hafen der am 5. Januar von deutschen und bulgarischen Truppen genommenen Stadt Braila.



Ansicht der rumänischen Haupthandelsstadt Braila in der Großen Walachei.



Die von den Rumänen gesprengte Brücke über den Reges bei Mdanah.

Der Krieg gegen Rumänien.



Die Türkei im Weltkriege: Munitionstransport auf der Sinaihalbinsel. Nach einem Gemälde des nach der Türkei entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Fritz Grottemeyer.



Straße in Ploesti nach der Einnahme der Stadt durch die deutschen Truppen am 7. Dezember.



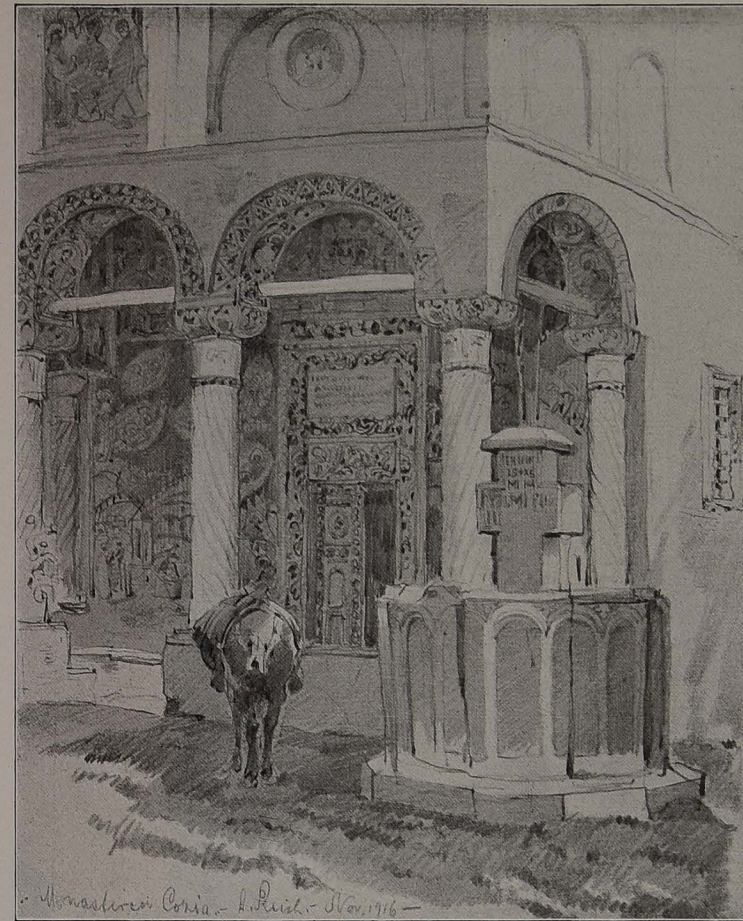
Im eroberten Ploesti; im Mittelgrund das Monument von 1877, dahinter die Rauchwolken der brennenden Petroleumtanks.

Der Krieg gegen Rumänien.

Nach Zeichnungen des auf dem rumänischen Kriegsschauplatz weilenden Mitarbeiters der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Albert Reich.



Vor dem Stadthaus in Buzau nach der Einnahme der Stadt am 15. Dezember 1916.



Motiv aus Kloster Cozia.



Straße in Pitesti.



Die Kirche in Curtea de Arges, in der König Carol und Königin Elisabeth (Carmen Sylva) beigesetzt sind. Im Hintergrunde das Schloß. Die durch Curtea de Arges ziehenden deutschen Truppen legten auf Anordnung des Deutschen Kaisers an den Särgen des verstorbenen Königspaares Kränze nieder.

Der Krieg gegen Rumänien.

Nach Zeichnungen des auf dem rumänischen Kriegsschauplatz weilenden Mitarbeiters der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Albert Reich.



Kulturrundschau der Leipziger „Illustrierten Zeitung“.

Meinungsaustausch führender Geister.

Universaler Geist. Wenn wir den Blick einmal von den großen Ereignissen auf den europäischen Kampfplätzen ablenken und auf die inneren Kräfte unseres Volkstums richten, wie die verschiedenen Gegensätze, Anschauungen und Gruppen zu der erstaunlichen Machtenfaltung des deutschen Volkes im Kriege beitragen, dann macht man die überraschende und beglückende Erfahrung, daß alle gleichmäßig, jede Richtung, jede staatliche und geistige Sonderbildung in der ihr eigentümlichen Art, einen vollgemessenen Anteil an den großen Erfolgen haben. Vor dem Kriege, in den Friedenszeiten, haben sich die staatlichen, wirtschaftlichen, geistigen Gegensätze in unserem Volke bis aufs Blut beschärfen. Und auch während des ungeheuren Völkerringens haben diese Widersprüche nicht völlig geschlummert, sondern je länger der Krieg währt, desto schwieriger ist ihre Niederhaltung, desto mehr drängen sie sich wieder ans Licht. Schaut man aber einmal von diesem Zwiespalt der Meinungen und Strebungen innerhalb unseres Volkes hinüber nach der Leistung, die sie alle für das gemeinsame Vaterlandswohl, dann macht man die verwunderliche Erfahrung, daß sie alle im Rechte sind. Es gab vor dem Kriege keinen schrofferen Widerspruch als den zwischen Kapital und Arbeit. Was wäre Deutschland in diesem Kriege ohne das angesammelte Kapital geworden! Man braucht nur das Wort „Kriegsanleihe“ auszusprechen, um den unermessbaren Wert der im Kapital aufgespeicherten Kraft zu erkennen. Und umgekehrt, wie hätte Deutschland die unfagbar harte Lebensprobe übersehen können ohne den deutschen Arbeiter. Ohne die jahrzehntelange erzieherische Tätigkeit, die an unserem arbeitenden Volke vollzogen wurde zu Gemeinsinn, Staatsbewußtsein, Verantwortlichkeit, ohne den Einsatz all dieser Kraft im entscheidenden Augenblick, ohne das treue Durchhalten in der schweren Dauer des Krieges — ohne all dies wären die rein kriegerischen Erfolge auf den Schlachtfeldern vergeblich gewesen, unser Volk im Innern zusammengebrochen. Jede Partei hat recht gehabt. Nicht minder schroff als im wirtschaftlichen standen auch im staatlichen Leben monarchistisch-autoritativ und demokratisch-freiheitliche Ideale einander gegenüber. Und was hat die Erfahrung gelehrt? Ohne die eiserne Disziplin, ohne den streng autoritativen Aufbau unseres Seereschiffers, ohne den so vielgeschmähten „Militarismus“ hätten wir die große Prüfung unserer Volkskraft niemals bestehen können. Auch hier hat gerade die Länge des Krieges aufklärend gewirkt. Die unbedingte Disziplin hat unser Heer auch in der härtesten und längsten Not des Stellungskrieges ungezwungen erhalten. Aber wiederum den gleichen Anteil an Sieg und Erfolg jeder Art haben die freiwillige, hingebungsvolle, unmittelbare Pflichterfüllung des einzelnen, der begeisterte Aufschwung bei Ausbruch des Krieges, die sich immer wieder erneuernde Verantwortlichkeit aller Volksgenossen, die in dem Geseß vom vaterländischen Hilfsdienst den höchsten Triumph gefeiert hat. Der Krieg lehrt mit überwältigender Kraft, daß sich Freiheit und Disziplin verbünden müssen. Der religiöse Mythos, die alte religiöse Überlieferung und der Geist der neueren Erfahrungswissenschaft scheinen unversöhnlich zu sein. Aber wie hat der dunkle religiöse Trieb, so vielgestaltig er sich auswirkt, die geheimsten Kräfte der Volkseele entbunden und sie zu jedem Opfer fähig gemacht! Und wie hat die streng sachliche Erfahrungswissenschaft, die sich immer nur an das Greifbare hält, uns alle Kriegsmittel geliefert, uns ungeahnte Dienste mit ihrer Naturbeherrschung geleistet! Und Stadt und Land! Ohne den gewaltigen Weltverkehr der Friedenszeit hätte sich das deutsche Gewerbe jeder Art nie auf die unerhörte Höhe schwingen können, um jetzt der gewerblichen Arbeit der ganzen Welt, auch des jenseitigen Erdteils, Trost zu bieten. Und wiederum, hätte der Bauer in der verfloßenen Friedenszeit nicht so zäh seine Scholle verteidigt, hätte er nicht die Ertragsfähigkeit des heimatischen Bodens aufrechterhalten, wir wären verhungert oder hätten trotz der größten Siege eine schmachvolle Niederlage erlitten. Alle haben recht gehabt. Was lehrt uns dies? Daß wir uns über die engen Gegensätze erheben müssen, daß wir das Leben, die Bedürfnisse eines Volkes nicht immer nur von einer, gerade von unserer Seite betrachten dürfen. Ein wahrhaft universaler Geist tut uns not, der, jeder kleinlichen Enge entwachsen, stets die großen Zusammenhänge, die Einheit der Gegensätze, den Ausgleich der Widersprüche erschaut. Ein Weltvolk wollen wir werden. Ein Weltvolk aber muß den ihm gebührenden, seiner allein würdigen Geist erzeugen. Dies aber ist der großzügige Geist, der nicht in dürftiger Beschränkung befangen bleibt, der über alle berechtigten Schranken und Grenzen hinweg das Allgemeine, das Dauerhafte, das Wesenhafte erkennt und schafft.

Dr. Ernst Hornegger.

Der Wille zur Selbstordnung. Die äußerste Anspannung aller inneren Kräfte in dieser Zeit hat die Physiognomie der Nationen unendlich belebt: Wesenszüge und Charakterlinien, die sonst unter der Fläche des Sichtbaren lagen, sind vorgetreten und haben das Gemeinfame in jedem Volke schärfer ausgeprägt. Auch vom deutschen Wesen ist viel zu Vorteil und Mahnung sichtbar geworden, und eine Linie meine ich ganz besonders deutlich zu erblicken: den Willen zur Selbstordnung, der ja eigentlich seit hundert Jahren das Motiv des deutschen Romanes von Wilhelm Meister, Heinrich von Ofterdingen, Hyperion bis zum Grünen Heinrich und seinen Nachfahren ist: dies Epöche nach dem eignen Wesensbilde, dies Lernenwollen an den eignen Fehlern und Erfahrungen, diese leidenschaftliche Begierde, durch Entäußerung und Erlebnis zur besten Eigenform zu gelangen. Alle die hunderte Bücher, die tausenden Broschüren, die jetzt meist hastig, eifertig, tendenziös um das deutsche Wesen herumgeschrieben wurden und in sich selbst wohl wertlos sind, werden darum bedeutsam als Symptom der innern Unruhe Deutschlands, das antworten will auf die brennende Frage nach sich selber; und dieser Wille, sich selbst zu kennen, um sich durch Abglättung der Fehler, durch Steigerung der inneren Anlagen in bewußter Selbstordnung zur höchsten Volksform herauszubilden — dies scheint mir heute der herrschende Zug im deutschen Nationalcharakter.

Stefan Zweig.

Deutschland, Irland und die Freiheit der Meere. Was auch immer der Ausgang des jetzigen Weltkrieges für Irland bringen mag, jedenfalls bleibt dieser Krieg ein Merkmal in der irischen Geschichte. Zum erstenmal ist nämlich Irland in Beziehungen zu Deutschland getreten. Formelle diplomatische Beziehungen existieren freilich nicht, die Möglichkeit der Waffenbrüderschaft ist nicht gegeben, kein Vertrag irgendwelcher Art ist unterzeichnet worden. Die Tatsache jedoch, daß zum erstenmal seit hundert Jahren England in einen Krieg mit einer europäischen Großmacht verwickelt wurde, mußte genügen, um das Verhältnis Irlands zu jener Großmacht, dem Gegner Englands, zu bestimmen. Und es lag in der Natur der Dinge, daß dieses Verhältnis ein freundschaftliches war. Alle Feinde Englands sind naturgemäß Irlands Freunde. Diesem Krieg aber ist, vom irischen Standpunkte aus, eine ganz außerordentliche, nie dagewesene Bedeutung beizumessen. Niemals hat England einem so mächtigen, ihm moralisch so überlegenen Feind gegenübergestanden. Niemals schien die Hoffnung auf dauernde Schwächung des kolossalen Piratenreiches der Briten so gerechtfertigt. Daher war es niemals wichtiger für Irland als im gegenwärtigen Krieg, Beziehungen zum Feinde Englands anzuknüpfen. Infolgedessen wird Sir Roger Casements Reise nach Deutschland als epochemachendes Ereignis in den Annalen der Grünen Insel gelten. Die Anbahnung einer festen Freundschaft zwischen Deutschland und Irland befähigt aber keineswegs eine bloß einseitige Bedeutung. Wenn Irland der tatkräftigen Unterstützung Deutschlands bedarf, um sich vom englischen Joch befreien und wieder ein eigenes selbständiges Dasein führen zu können, so hat die irische Freundschaft einen für Deutschland überaus großen, bislang vom deutschen Volke ungeachteten Wert. Mit der Gestaltung

des Schicksals Irlands ist die Lösung der Weltfrage von der Freiheit der Meere unzertrennlich verknüpft. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß die England vorgelagerte Grüne Insel den Zugang zum Weltmeer beherrscht. Die Geschichte anderer, jenseits, jene große Lehrmeisterin der Völker, beweist uns, daß England die ungeheure Bedeutung Irlands als Schlüssel zur Beherrschung der See schon vor vier Jahrhunderten erkannt hat. Dieser seiner Bedeutung wegen ist Irland — bis dahin ein reiches, blühendes, kulturell führendes Land — zuerst erobert und dann planmäßig entvölkert und ausgefogen worden, damit es zu einer englischen Festung wurde. Irland bildet das Fundament des Britischen Reiches, und solange es eine englische Festung bleibt, wird auch England die Beherrscherin der Meere bleiben. Diese Behauptung ist keine Übertreibung, sondern die nackte Wahrheit. Die deutsch-irische Freundschaft ist also eine organische Notwendigkeit für die beiden Nationen. Denn die Befreiung Irlands bedeutet für Deutschland nichts anderes als die Befreiung der Meere von englischer Tyrannei und somit die Möglichkeit ungehemmter Entwicklung in der Welt.

Dr. Georges Chatterton-Hill.

Die Friedensprobleme der deutschen Landwirtschaft nach dem Kriege. Es ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß der Weltkrieg große Umwälzungen auf wirtschaftlichem Gebiete zur Folge haben würde. Durch den Zusammenschluß der Zentralmächte und durch den gleichfalls zu erwartenden wirtschaftlichen Bund der feindlichen Staaten wird voraussichtlich der Weltverkehr in mancher Hinsicht ein verändertes Bild erhalten. Die deutsche Industrie wird nach dem Kriege sich in die Lage versetzt sehen, neue Absatzgebiete zu gewinnen, und wird alle Kräfte anspannen müssen, ihre frühere Stellung auf dem Weltmarkt wiederzuerobern. Aber nicht nur Industrie und Handel werden nach dem Kriege mehr oder weniger tiefenartige Erschütterungen durchzumachen haben, sondern auch die Landwirtschaft. Wenn auch bei ihr die Ausfuhr nicht die Rolle spielt wie bei unserer Industrie, so ist sie doch in verschiedenen Wirtschaftszweigen vom Weltmarkt abhängig gewesen. Es sei nur daran erinnert, daß in Friedensjahren für über eine Milliarde M. jährlich an Rohstoffmitteln, Futtermitteln, Mais, Kleie, Stroh, Abfälle usw., eingeführt wurde. Beinahe ein Drittel des gesamten Schweinebestandes wurde fast ausschließlich auf der Grundlage dieser ausländischen Futtermittel gemästet. An der Ausfuhr ist die deutsche Zuckerindustrie im Frieden mit etwa der Hälfte ihrer Jahresproduktion interessiert. Wurden doch für über 200 Millionen Mark Zucker jährlich in das Ausland verkauft. Ob diese ausländischen Beziehungen nach dem Kriege noch aufrechterhalten werden können, steht dahin. Es wird vielmehr aus militärischem und strategischem Interesse dafür zu sorgen sein, daß der heimische Kulturboden noch mehr als bisher für die Volksernährung ausreicht und die fehlenden Nahrungsmittel aus dem neuen Agrarland im Osten, Litauen und Kurland, und aus den Donauländern bezogen werden können. Zu diesem wirtschaftlichen Problem, das in der Heimat auf eine Steigerung der Bodenfruchtbarkeit und auf die Kultivierung und Besiedlung der bisher ungenutzten Flächen, wie der Moore und Heiden, hinausläuft, kommt aber noch eine soziale Forderung, die mit elementarer Gewalt nach dem Kriege sich durchsetzen wird, nämlich die massenhafte Ansiedlung von Hunderttausenden von Kleinbetrieblern. Es gilt, die ländliche Blutpumpe zu stärken, um Deutschland vor dem furchtbaren Schicksal, dem Stillstand seiner Bevölkerung, zu bewahren.

Professor Dr. Dade.

Kriegserhebung und Kriegerdenkmäler. Je länger jeder Krieg andauert, und je mehr sich die Opfer häufen, um so mehr häufen sich auch die Aufgaben, das Gedächtnis der gefallenen Helden in sichtbaren Denkmälern festzuhalten. Auf den Kriegsschauplätzen im Westen und im Osten ist nach den ersten bescheidenen Holzkreuzen, die die Kameraden rasch errichtet hatten, eine Fülle von feinern Denkmälern emporgewachsen, einige allzu behende geschaffen, bei denen der gute Wille des Kommandierenden nur ungenügende Kräfte fand. In Ehrenfriedhöfen sind die Toten zusammengebetet — ihre Fassung wie die Erinnerungszeichen sind zum Teil würdig und wirkungsvoll, und das um so mehr, je einfacher und geschlossener sie sich geben. Man wird stets daran denken müssen, daß jene in späteren Jahren von einer feindseligen Bevölkerung nur geduldet sein werden, die allzusehr geneigt sein wird, diese Kunstleistungen mit kritischem Blick zu betrachten, vielleicht in der hier gewählten Form einen Maßstab für das künstlerische Vermögen beim Gegner überhaupt sehen wird. Das sollten wir nie vergessen bei einer jeden solchen Schöpfung, daß es sich hier um eine bleibende künstlerische Manifestation im Ausland handeln wird. Aber daselbst gilt für die in der Heimat zu errichtenden Wahrzeichen. Die große Zeit von 1871 hatte in der Heimat für künstlerische Aufgaben ein kleines Geschlecht gefunden, und die Krieger- und Siegesdenkmäler, die sicher echte Pietät errichtet hat, zeugen zum großen Teil von einem erschreckenden Tiefstand im Verständnis für das Thema und in der Empfindung für die Denkmalsform. Es gibt ein Buch von Otto Runkemüller über die Denkmäler Kaiser Wilhelms des Großen, angefaßt dessen man blutige Tränen weinen möchte über dies fürchterlich leichte Niveau, über das sich nur ganz wenige respektable Leistungen erheben — einen wie viel trostloseren Ausblick würde ein Sammelwerk über die Kriegerdenkmäler von 1871 geben, von der kunst- und geschmacklosen Siegessäule in der Reichshauptstadt an! Der größte Krieg und der heldenhafteste Kampf aller Zeiten muß auch in einer monumentalen Form weiterleben, die dem Geschlecht der Jahre 1914 bis 1917 ein würdiges Zeugnis ausstellt. Ohne die verhängnisvolle Großmannssucht, die in den letzten vom Gesamtdeutschland errichteten und geplanten Denkmälern gesprochen hat, ohne Theatralik und Prahlerei, ohne den unglücklichen Realismus im Kleinen, dem Spielen mit dem Anekdotenhaften, dem Übersehen lebender Bilder in plastische Form, ohne falsche Sentimentalität, aber auch ohne unverständliche und lediglich literarische Symbolik, die erst des geistreichen Kommentars bedarf, und die nie unmittelbar zum Volke sprechen kann. Wir sind heute innerlich dem Denkmalsbegriff in seiner notwendigen Geschlossenheit und architektonischen Bindung viel näher als vor fünfundsiebzig Jahren. Eine jede Stadt und fast eine jede Gemeinde — denn auch die kleinste Gemeinde hat ihre Toten zu betrauern und zu ehren — wird eine solche Aufgabe vor sich sehen, und selbst ein materiell ganz verarmtes Deutschland wird es sich nicht nehmen lassen, diese Pflicht zu erfüllen. Aufgaben der monumentalen Kunst werden in solcher Menge entstehen, daß die verfügbaren Kräfte kaum ausreichen. Eine Gefahr der Überschwemmung unseres Landes mit überreichten und unzulänglichen Denkmälern liegt vor und dazu die Gefahr, daß eine geschäftliche Handwerkskunst von „Denkmalspezialisten“ im trüben ficht. Und man traue unseren Verwaltungen und Gemeinden nicht zu viel Verständnis für die Forderungen des Monumentalen zu! Wir müssen uns bewußt bleiben, daß eine spätere Zeit an diesen sichtbaren Zeichen die Eide und Reinheit unserer Empfindungen messen wird, daß diese Denkmäler dem Ausländer wieder als ein Spiegelbild von Deutschlands Kunstwillen und künstlerischer Begabung erscheinen werden. Und für die Wertung eines Volkes wie eines Menschen ist entscheidend, wie es sich selbst in seinem größten Augenblicke sieht. Das muß unser Verantwortungsgefühl regeln und bestimmen. Unendlich sind die Lösungen und die Möglichkeiten — und man möchte wünschen, daß das frei stehende figürliche Runddenkmal als alles andere denn als der erstrebenswerte Normaltypus, sondern nur als Ausnahme erscheine — und endlos sind die Möglichkeiten des Jrens. Das sind die Erwägungen, aus denen die Fürsorge für die Kriegserhebung vor allem geboren ist, die sie dauernd führen müssen. Von den Gefahren der Reglementierung und der etwaigen Schablonisierung braucht man noch nicht zu sprechen. Videant consules!

Paul Clemen.

Alle Beiträge dieser Rundschau werden von den Verfassern mit vollem Namen gezeichnet. Einsendungen erbeten unter der Aufschrift: Kulturrundschau der Leipziger „Illustrierten Zeitung“.



Harzgewinnung in den bayrischen Staatswaldungen.

Der deutsche Wald im Kriege. / Von Dr. M. Büsgen, Professor an der Kgl. Forstakademie in Hann. Münden.

Etwas mehr als ein Viertel des deutschen Bodens ist mit Wald überzogen, und doch haben die darin aufgespeicherten Schätze nicht den ganzen Bedarf an Holz, Harz und Gerbstoff decken können, der sich aus unserer hochentwickelten Gewerbetätigkeit ergibt. Tausende von Eichen und Erlenstämmen schwammen, zu langen Flößen verbunden, während des Friedens alljährlich aus Rußland die Weichsel hinab, andere Holzmassen kamen aus Skandinavien und Österreich-Ungarn; auch Nordamerika war an der Holzeinfuhr zu uns beteiligt, und unsere Kolonien nebst anderen tropischen Ländern lieferten Luxusholzer zum Schmuck unserer Wohnungen. Die gesamte Holzeinfuhr Deutschlands belief sich auf etwa 11 Millionen Kubikmeter, zu deren Erzeugung im Inlande eine Waldfläche gehören würde, die um nicht sehr viel weniger als die Hälfte größer wäre als unser jetziger Waldbestand.

Wenn trotzdem mit dem Wegfall der Holzeinfuhr zu Beginn des Krieges keine plötzliche Holznot eintrat, so lag das daran, daß große, wohlgefüllte Holzlager vorhanden waren, und daß durch Stöcken der Bautätigkeit der Holzbedarf sich für den Augenblick verringerte. Sogelanges, dem großen Bedarf des Heeres, der z. B. schon während der Mobilmachung 30 000 Kubikmeter Holz allein für Verpflegungsbaracken auf den Bahnhöfen erforderte, zu genügen. Für die Erfordernisse des Schützengrabenkrieges mit Unterständen und Blockhäusern, den gewaltigen Bedarf des Heeresfuhrwesens, der Bagarre, des Waffenersatzes und des Wegebaues konnte bereits Holz aus den großen Wäldern der besetzten Gebiete, namentlich im Osten, benutzt werden; und auch Holzfohlen, die anfangs aus Deutschland nachgeschafft werden mußten, gewann man bald in Feindesland mit Hilfe der Abwehrkommandos, die den Bataillonen zugeteilt waren. Besonders wichtig aber, auch für den Wiederaufbau Ostpreußens und den Holzbedarf der Bergwerke und der

Papiergewerbe, war es, daß infolge der vorsichtigen Wirtschaft unserer Forstleute in den Wäldern ein Vorrat von schlagbaren Stämmen vorhanden ist, den man über das Maß der Friedensnutzung hinaus der Verwendung zuführen darf, ohne dauernde Schädigung der Bestände fürchten zu müssen. Brennholznot wurde durch Bezugsvereinfachung für kleine Leute bekämpft, und dem Mangel an Arbeitern und Fuhrwerken zur Abfuhr des Holzes aus dem Walde trat man durch Verlegung der Stapelplätze an die Bahn, durch Verwendung von Kriegsgefangenen und auch von eigenem Militär und endlich durch Heranziehung von Waldbahnen und Lastautos entgegen.

Reisig hat sich bewährt. Zu seiner Gewinnung ist beim Austrieb störender Holzarten aus jungen Kulturen und bei den sogenannten Reinigungsarbeiten, namentlich aber in den Schälwäldern reichlich Gelegenheit. In den Schälwäldern, von denen etwa 250 000 ha in Deutschland vorhanden sind, werden 10 bis 20 Jahre alte Auschläge im Boden bleibender Eichenstümpfe zur Gewinnung von Gerbrinde benutzt. Hierbei entfällt eine große Menge von schwachem Reisig, das früher verbrannt oder etwa als Streu verwandt wurde. Weitere Futtermittel liefert die Waldweide in lichten Beständen, in denen Gras, eine langblättrige Segge, die den als Seegras bekannten Stoff

zum Verpacken und zum Flechten gibt, und Adlerfarn wachsen. Der Grundstoff des letzteren ist so reich an Stärke, daß er schon zum Herstellen von Nahrungsmitteln für den Menschen auf den Kanarischen Inseln Verwendung gefunden hat. Ein recht großes Adlerfarnfeld galt dort früher als wertvolle Mitgift einer Bäuerin. Auch die von alters her als Futtermittel beliebten Eichen kommen heute wieder als solches zu Ehren, und manche beabsichtigt gewesene Kultur wird zurückgestellt, um die Eichen für das Vieh zu sparen. Besonders wichtig ist eine Erfindung, die es ermöglicht, in kurzer Zeit große Mengen von Holzabfällen, Sägespänen u. dgl., in für Menschen und Tier verdauliche Form, in Zucker, überzuführen, zumal damit nicht nur ein Kriegsfuttermittel, sondern auch ein Ausgangsstoff für die Herstellung von Spiritus gewonnen wird, der die Verwen-



Viehherde im Walde.

Eine besondere Kriegsaufgabe ist dem deutschen Walde durch den Wegfall der Einfuhr von Futtermitteln aus dem Ausland erwachsen. Das Laub fast aller Bäume, namentlich aber auch junges Reisig bis zu 1 1/2 cm Stärke, kann als Zusatz zu den Futtermitteln der Landwirtschaft und zu recht erheblicher Streuung derselben verwandt werden. Gehäckseltes, zerquetschtes, auch chemisch aufgeschlossenes

von Kartoffeln und von Getreide für diesen Zweck eingeschränkt. Für den Menschen hat man versucht, sehr fein gemahlene Sägespäne als Brotzusatz zu verwenden. Besser werden sich wohl jene chemisch veränderten Abfälle eignen. Glücklicherweise sind wir indessen nicht in der Lage, von diesen Gaben des Waldes für uns selbst Gebrauch machen zu müssen. Dankbar nehmen wir aber

die Waldbeeren entgegen, deren Verkauf schon im Frieden der Staatskasse mehrere Millionen zuführte. Im Krieg konnten Sammler 8-12 $\frac{1}{2}$ den Tag verdienen. Der Ertrag des Waldes an ehbaren Pilzen wird auf 1 Million kg veranschlagt, und der Ertrag der Champignonkultur wird steigen, seitdem es gelungen ist, die bisher aus Frankreich bezogenen Ausgangseinfuhr-türen in Deutschland her-zustellen.

Nebenerzeugnisse der Forstwirtschaft sind Harz und Gerbstoff. Von ihnen wurde das Harz ganz, der Gerbstoff zum großen Teil aus dem Ausland bezogen. In Harz wurden in Deutsch-land zur Herstellung von Schmierölen, zum Leimen des Papiers und in dem Ladgewerbe jährlich Hun-derttausende von Zentnern verbraucht, die zum aller-größten Teil aus Nord-amerika und Frankreich stammten. Zu reichem Er-lag der Einfuhr boten sich zunächst die großen Harz-mengen dar, welche sich auf den Wunden, die das Wild an Fichten in manchen Gegenden zu reißen pflegt, angelammelt hatten. Man begann, sie zusammenzu-tragen und einer in Wei-lin gegründeten Harzab-rechnungsstelle zuzuführen. Gleichzeitig aber ging man darauf aus, dauernde Harz-quellen in der Heimat zu



Abfahren der Eichenfährinde.

unfere Kolonien fingen an, ihr Teil beizutragen. Da-durch wurde die Bedeutung der deutschen Eichenwälder, in denen ganze Gemeinden, Männer, Frauen und Kin-der, mit der Gewinnung und Aufbereitung der gerbstoff-reichen Eichenrinde beschäf-tigten, herabgedrückt, und man begann, diese Wälder in Hochwälder zur Nutzholz-erzeugung umzuwandeln. Zum Glück sind noch große Eichenwaldbestände, z. B. an den Berghängen des Rheintals, des untern Oberrheins und in Hessen, erhalten, die durch vermehrten Einschlag und genauere Ausbeutung den Ausfall der Einfuhr deuten helfen. Auch hat es sich gezeigt, daß aus dem Holz der Eichenlasten, die im Schlag in großen Mengen zur Gewin-nung von Rebstöcken gezo-gen wird, und aus den Ab-fällen des Holzes älterer Eichen Gerbstoff gewonnen werden kann. Namentlich aber die Fichtenrinde, die bisher meist unbenutzt blieb oder verbrannt wurde, ist zur Gerbstoffgewinnung herangezogen worden. An-geichts des Mangels an Ar-beitern war es störend, daß die Fichtenninde sich nur im Frühjahr abschälen ließ. Dem hat wiederum eine Erfindung abgeholfen, die das Schälens zu jeder Zeit mög-lich macht.

Die Eichenwälder können noch in einer anderen Rich-tung nutzbar gemacht wer-



Buchedernernie (13 $\frac{1}{2}$ Pfund in knapp vier Stunden).



Eichellefen.

erschließen, da auch im Frie-den die amerikanische Ein-fuhr bei dem Zustand der dortigen Forstwirtschaft ab-nehmen wird. Es wurde ein Verfahren zur Gewinnung unserer einheimischen Wal-diefer erprobt, das, ohne den Wert des Holzes zu ver-ringern, 4 bis 5 Jahre vor der Fällung an den nabezu hiebsteifen Stämmen aus-geübt werden kann. Außer-dem ist es gelungen, das Harz der bei der Fällung im Bo-den verbleibenden Riefen-stöße zu gewinnen. Für das Leimen des Papiers hat sich inzwischen im Buchenholz-teer ein Mittel gefunden, das dazu nicht ganz entbehrliche Harz wenigstens erheblich zu ersetzen.

Das erste der beige-gebenen Bilder zeigt das Harzungsverfahren und die dazu benutzten Werkzeuge. Der Gerbstoff, den das hoch entwickelte deutsche Ledergerberverbraucht, stammte zum großen Teil aus Argentinien, der Hei-mat der Quebrachobäume, deren Holz eins der här-testen Hölzer der Welt ist und einen sehr gerbstoff-reichen Auszug liefert. Auch



Schweineherde im Eichenwalde.

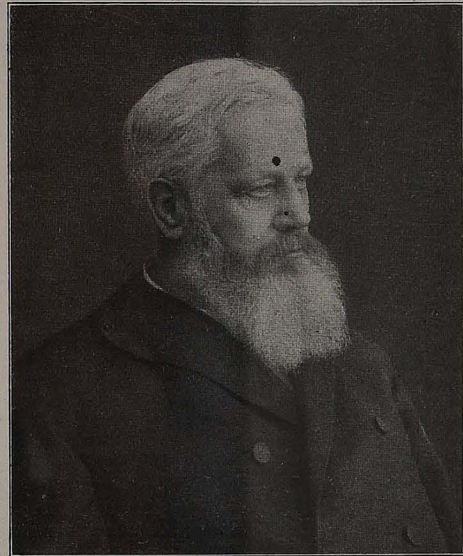
den. Im Stegeng-Land und in Süddeutschland ist seit lan-ger Zeit eine Verbindung von Waldwirtschaft mit Viehwirt-schaft in Übung. Man gewinnt wie auch sonst im Eichenwaldholz durch Abhacken des Stod-ausfalls und baut dann zwisch in den tohlen Stöck in Buchweizen und Roggen, so-lange es die Nährkraft des Bodens und das Heranwach-sen neuen Stodausfalls ge-statten. Im Kriege hat man, um dem Mangel an Getreide, auch Rap-, Sonnenblumen und Mohn in derartige Wälder eingebracht. Doch der Wald selbst in den Buch-edern-Öl liefert, ist allbe-kannt. Überblickt man alle in der Kriegszeit zur Aus-barmachung des Waldes ge-trffenen Maßnahmen, so zeigt sich ein vorausschauendes und zweckvolles Zusam-menwirken der Verwaltung mit den wissenschaftlichen Versuchsanstalten und pri-vater Erfindungsgeist und Gewerbißigkeit. Der Wald läßt uns auch jetzt nicht im Stich und rechtfertigt in vollem Maße die Liebe und Sorgfalt, die ihm in Deutsch-land von alters her zuge-wandt worden ist.

August Thiersch.

Als der älteste Sohn des Joebn erst an die dortige Universität berufenen Professors der Theologie Heinrich Thiersch und seiner Gattin Bertha, einer Tochter des ersten Hausvaters von Beuggen, Christian Heinrich Zellers, als das zweite Kind einer bunten Reihe von Geschwistern, die in stattlicher Zahl heraufwuchs, wurde August Thiersch am 28. November 1843 zu Marburg im damaligen Kurhessen geboren.

Die Kinder- und Anabengjahre im schützenden Elternhaus und im frohen Kreis der Geschwister und Gespielen verfloßen in sonniger Glückseligkeit. Die malerischen Bauten des mittelalterlichen Städtchens und die romantisch schöne Umgebung mit ihren Bergen und Burgen, Wäldern und Höhlen brachten die von der mütterlichen Seite her ererbten künstlerischen Anlagen hervor, die Luft an geschickter zeichnerischer Darstellung. Den Unterricht in den alten Sprachen erhielt August mit seinem nur zwei Jahre jüngeren Bruder Wilhelm durch den Vater selbst. Diese gediegene Einführung in die antike Welt durch einen so gründlichen Kenner war für Augusts ganzes Leben von entscheidendster Bedeutung.

Die klare vornehme Bauart der Griechen und Römer und ihre anmutige Erneuerung in der italienischen Renaissance wurden das Ideal, das er in seinen eigenen Bauten später immer wieder verberlichte, deren ästhetische Geheimnisse er beim eigenen Entwerfen mit glücklicher Feinfühligkeit aus jahrtausendlanger Vergessenheit wieder auffand. In seinen Schriften über die optischen Täuschungen und über die Proportionen in der Architektur hat er sie so zu formulieren gewußt, daß dies selbst



Bildnis des am 31. Dezember 1916 verstorbenen bekannten Architekten.

Jacob Burckhardts Be-wunderung erregte. Es sind die Antike und ihre Renaissance, deren For-men und Entwicklung er in seinen Vorlesungen und Abhandlungen vier Jahr-dehnite hindurch der aka-demischen Jugend mit warmer Begeisterung vor-trug und auf wieder-holten Exkursionen nach Italien unmittelbar vor Augen führte. Selten und ungern nur trugen August Thiersch' Bauten einen andern als antiken oder antifizierenden Stil. Raum jemals hat er sich mit einem der klassi-schen Kultur fernliegen-den Problem beschäftigt; die durch die edle Elisa-beth-Kirche in Marburg einst geweckte jugendliche Neigung zur Gotik war völlig in den Hinter-grund getreten. So ist aus jenem klassischen Unterricht des humanisti-schen Vaters Heinrich der klassizistische Architekt August Thiersch hervor-gegangen, „der wissen-

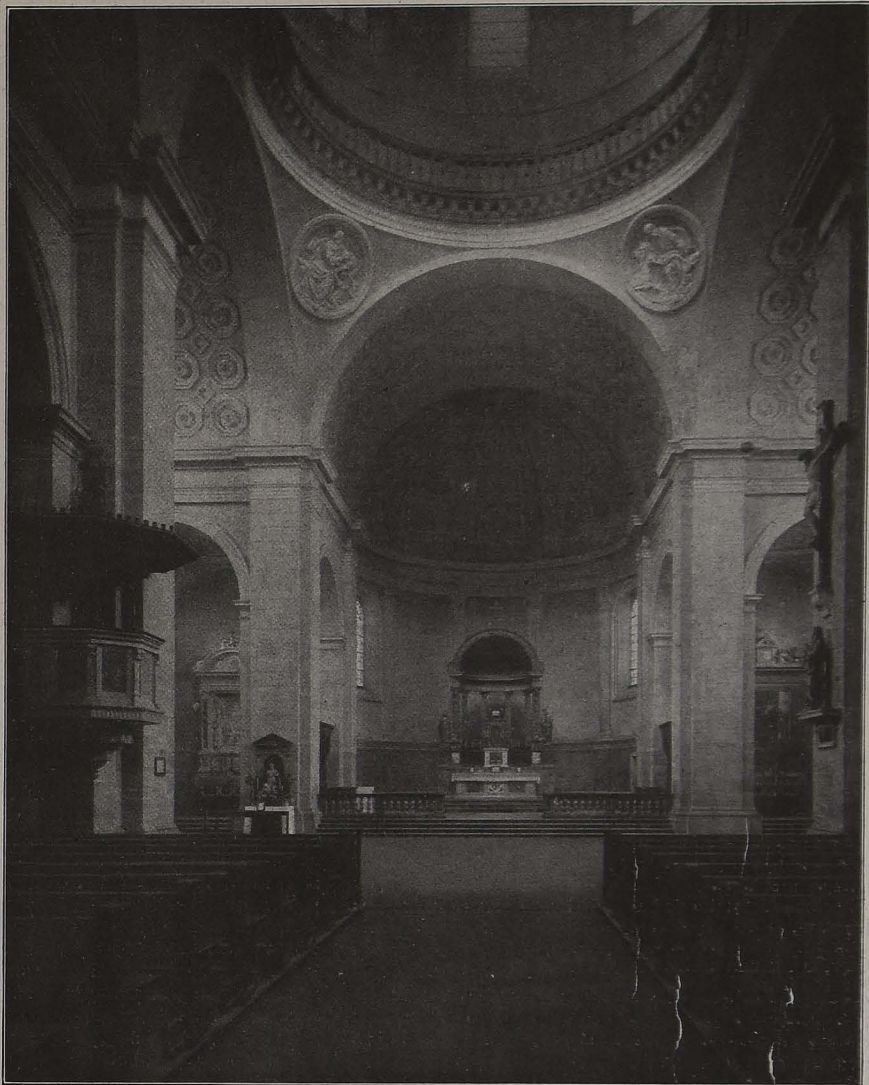
schaftlichste unter uns Architekten“, wie sein jüngerer Bruder Friedrich ihn gern nannte. Die philhellenische Richtung des Großvaters Friedrich sollte sich bei dem Stammbater der dritten Generation ganz auf die künstlerische, die archi-tektonische Seite werfen.

Als Architekt hat er den Kirchenbau als die schönste und höchste Aufgabe des Baumeisters mit Hingabe gepflegt. Die Hälfte sämtlicher von ihm entworfenen und ausgeführten Bauten sind Kirchen und Kapellen. Am liebsten baute er im altchristlichen Stil; seine erste Vertiefung und schlichte Feierlichkeit zog ihn be-sonders an. Die Kirche in Zürich ist mehr ein andeutendes Symbol als ein vollgültiges Beispiel für dieses sein Betreiben. Denn gerne hätte er noch einmal größer und vollendeter zur Ausführung gebracht, was ihm bei diesem praktischen Versuch durch wertvolle Erfahrungen noch klarer und bedeutsamer geworden war.



Die St. Ursula-Pfarrkirche in Schwabing.

Achtzehnjährig im Jahre 1861 war August Thiersch nach München gekommen, um dort zu-nächst vom großelterlichen Hause aus das Polytechnikum zu besuchen und als Architekt und Ingenieur zugleich zu absolvieren. Denn es war damals die goldene Zeit der Eisenbahnbauten, da in Deutschland das Verkehrsnetz der Schienenstränge immer weiter ausgebaut wurde. So war der junge Ingenieur beim Bau der Straßen, Brücken, Tunnel und Stationen in Franken, Württemberg und Hohenzollern tätig. Das Kriegsjahr 1870/71 hat er nur als freiwilliger Krankenpfleger mitgemacht. Schon gedachte August nach Neuseeland auszuwandern, von wo die interessante Aufgabe einer Landesvermessung lockte, schon war das Schiff bestimmt zur Ausfahrt, nur ging es zu früh ab, da kam ein ehrenvoller Ruf an ihn aus München, ein Angebot des bedeutendsten Baumeisters jener Zeit in Bayern und eines Meisters in der von August so geliebten feierlichen Renaissance. Gottfried Neureuther hatte eben damals den Neubau der Technischen Hochschule in München zu vollenden und ihren Lehrbetrieb zu organisieren. August Thiersch wurde als sein persönlicher



Inneres der St. Ursula-Pfarrkirche in Schwabing.

Assistent und zugleich als Dozent an die neue Hochschule berufen (1871), deren Lehrerkollegium er dann ununterbrochen von 1875 bis 1912 als Professor angehört hat.

Neben der ausgedehnten und anstrengenden Lehr-tätigkeit an der Münchner Hochschule entfaltete sich bald eine wachsende Betätigung in praktischen Bau-aufgaben. Die Bewährung als praktischer Kon-struktionsingenieur in den eben beendeten Ingenieurjahren taten dem Architekten nun in hohem Maße zu-gute, sie bewahrte ihn vor dem einseitig-theoretischen Akademiker. In München selbst entstanden in den achtziger und neunziger Jahren verschiedene Wohn-häuser, reicher Privatsanitate, das vornehmste nach Art der Florentiner Frührenaissance in der Georgen-strasse. Das Wiedererleben der Nymphenburger Schlossanlagen verdankt ihm die Einzigung einer elegant über das sanfte Wasser fließenden Bogen-brücke. Stattliche Landhäuser, das erste herrliche am Tegernsee, später immer zahlreichere in Berchtes-gaden, brachten ihm mehr und mehr den ein-beimlichen Gebirgsstil nahe, dessen Holzkonstruk-tionen er so sehr liebte, und dessen im letzten Grunde antike Wurzel und darum seine Verwandtschaft mit der altgriechischen und etruskischen Bauweise ihn fortwährend beschäftigte. Die protestantischen Kir-chen zu Eichstätt und Berchtesgaden wurden un-mittelbar unter seiner Leitung ausgeführt, diejeni-gen zu Kissingen und Trausnitz nach seinen all-gemeinen Direktiven. Er selbst war am meisten befreidigt vom dem Bau seiner St. Ursula-Pfarrkirche zu Schwabing bei München, einer interessanten Gruppierung von Basilika, Vorhalle, Kuppel, reicher Apikongliederung und schlanken Campanile, vor-wiegend in rotem Backstein ausgeführt und im Stil der oberitalienischen Renaissance. Für die apostoli-schen Gemeinden wäre Thiersch der gegebene Baumeister ex professo gewesen. Aber zu oft han-den der ersten künstlerischen Durchbildung allzu-große ökonomische Schwierigkeiten entgegen. Doch ist sein Rat vielfach auch für die innere Ausstattung eingeholt worden. Der Kirche in Zürich wurde schon gedacht. Früher schon waren zu Augsburg und Vöslal Kapellen nach seinen Plänen zur Ausfüh-rung gekommen. Noch seine allerletzte, im Herbst 1916 vollendete Arbeit war ein ausgearbeiteter



Die Kirche der apostolischen Gemeinde in Zürich.



Inneres der apostolischen Kirche in Zürich.

Entwurf zu einer Kriegergedächtniskapelle bei Reichenhall in Bayern.

Zweimal hat das Verlangen die klassischen Überreste griechischer Baukunst mit eigenen Augen zu sehen Thiersch nach Griechenland geführt. Auch ein Teil der Inseln und Kleinasien wurde besucht. Später die monumentalen Reste römischer Baukunst in Südranreich. Wahrhaft entsagungs- voll aber war die Bemühung um die Wiedergewinnung des alten Alexandria. Bei den dortigen Ausgrabungen der Ernst-Sieglin-Expedition 1900/01 war Thiersch in der Aufnahme der Architekturreste und ihrer Rekonstruktion der Löwenanteil, aber auch die Hauptlast zugefallen. Die ägyptische Sonne tat dazu ein übriges. Die wichtige Rekonstruktion des antiken Pharos, des berühmten ersten Leuchtturms der Welt, wurzelt in diesem beschwerlichen Aufenthalt an Ort und Stelle.

Beinahe siebenzigjährig hat sich August Thiersch vom Lehramt zurückgezogen. Ein Schritt, der von vielen bedauert wurde, da dieser Lehrer — nicht die Gabe der stehenden Rede, wohl aber die der beschwerlichen Unterweisung in hohen Maße besaß, am glücklichsten im Zwiegespräch wie Sokrates. Dazu kamen seine lebenswürdige Mittellamkeit, seine gewinnende Geselligkeit und heitere Güte, durch die er die Jugend rasch und dauernd für sich gewann. Eine ganze Generation von Privat- und Staatsarchitekten ist aus seiner Schulung hervorgegangen.

Aber wenn auch offiziell im Ruhestand, blieb Thiersch doch rastlos weiter tätig. So in einer Menge von Arbeiten und Entwürfen für den Bayerischen Volkstunftsverein oder doch in dessen Sinne. Denn vielfach ging die Bemühung dieses ideal gestimmten und bis zur größten Selbstlosigkeit uneigennütigen Vorstandsmitgliedes, der altenheimischen Bauweise durch ihre Heranziehung für moderne Aufgaben

neues Leben einzulösen, weit hinaus über das, was der Verein in praxi erreichen konnte. Schon früher einmal hatte Thiersch den gelungenen Versuch gewagt, für eine Berchtesgadener Pension eine Kaffeehalle in Gestalt eines etruskischen Tempels zu erbauen, jetzt verfuhrte er ländliche Pensionen im Stile mytenischer Palastanlagen, ein großes Bad im Gebirge nach Art einer antiken Akropolis,

Studien des einen seiner Söhne mit lebhaftem, fast sich verzehendem Eifer Anteil nahm. So beschäftigten ihn unter anderem noch lange die schwierigen Rekonstruktionsversuche für das alte Alexandria, die Baugeschichte des Apollotempels auf Nigina und die Komposition seiner Giebelgruppen, des augusteischen Siegesmonumentes bei Monato, der antiken Synagogen in Galiläa, die keltischen und römischen Niederlassungen in Bayern — die Gattin von Rempten und Eining hatte er früher schon aufgenommen — endlich ganz zuletzt noch das älteste, vorgeschichtliche und „römische“ Berchtesgaden.

Von all diesen höchst verschiedenen Arbeiten liegt eine fast verwirrend große Menge interessanter Blätter von seiner Hand gezeichnet vor, ein ganzer Wald unveröffentlichter Studien, die von dem Reichtum seiner schöpferischen und spielend leicht schaffenden Phantasie Zeugnis geben.

Auch einer mit seiner sonstigen Betätigung scheinbar nicht zusammenhängenden und doch ihm persönlich höchst eigentümlichen Idee darf noch gedacht werden, die das Umfassende einer künstlerischen Betrachtungsweise, die Weite seines Gesichtskreises aufs neue bestätigt, seine harmonische Verbindung intuitiven Erkennens und logischen Verstehens und Begründens. Das ist seine in ihrer Neuheit und Wahrscheinlichkeit großartige Erklärung der Entstehung der Mondgebirge und, davon ausgehend, die analoge Erklärung eigentümlicher Gebirgsformationen unserer Erdoberfläche. Die Fachwissenschaft hat diese neue Theorie erst stolz abgelehnt, dann aber angefangen, immer mehr zu entdecken, daß man diese im Grunde ganz richtige Anschauung eigentlich schon immer gehabt habe. Das entscheidende letzte Wort in dieser wichtigen Frage ist freilich noch nicht gesprochen.



Landhaus Gebhardt in Berchtesgaden.

elektrische Kraftstationen in ästhetischer versöhnender Gestalt ins Leben zu rufen. Bei dem großen Unternehmen der Aufnahme des deutschen Bauernhauses war ihm die Redaktion des Oberbayerischen behandelnden Teiles schon früher anvertraut worden.

Daneben vertiefte er sich in architekturgeschichtliche Probleme aller Art, wobei er an den archäologischen

gehend, die analoge Erklärung eigentümlicher Gebirgsformationen unserer Erdoberfläche. Die Fachwissenschaft hat diese neue Theorie erst stolz abgelehnt, dann aber angefangen, immer mehr zu entdecken, daß man diese im Grunde ganz richtige Anschauung eigentlich schon immer gehabt habe. Das entscheidende letzte Wort in dieser wichtigen Frage ist freilich noch nicht gesprochen.



Vorhalle des Unterhaltungsraumes einer Pension in Schönau bei Berchtesgaden.



Wohnhaus des Herrn Kommerzienrats Steinmetz in der Georgenstraße zu München.



Abend. Nach einem Gemälde von Professor Otto Strügel.

Kriegschronik.

5. Januar 1917 (Fortsetzung von der 2. Umschlagseite).

Der Transportdampfer „Joernia“ von der Eumard-Linie (14278 Tonnen) wurde im Mittelmeer bei schlechtem Wetter am 1. Januar von einem unserer Unterseeboote versenkt. Er hatte Truppen an Bord. Eine Bekanntmachung der englischen Admiralität teilt mit, daß die Zahl der von der „Joernia“ vermißten Mannschaften 120 und von der Besatzung 35 betrage.

Eines unserer Unterseeboote ist dieser Tage von überaus glücklicher Fahrt heimgekehrt. Es hat binnen 11 Tagen 11 Dampfer torpediert, darunter 5 Dampfer mit 15000 Tonnen Kohle, die sich auf dem Wege nach Frankreich und Italien befanden. Diese 15000 Tonnen Kohle entsprechen etwa der Menge, die 20 Güterzüge zu befördern vermögen.

6. Januar 1917.

Bei Serre, nördlich der Ancre, drangen im Nachtangriff einige Engländer in den vordersten Graben. Unsere Stoßtruppen holten in der Gegend von Waiffes und an der Nordostfront von Verdun Gefangene aus den französischen Linien.

Nach Scheitern seiner Vorstöße am gestrigen Morgen wiederholte der Russe nach heftiger Artillerievorbereitung seine Angriffe mit frischen Kräften zwischen der Küste und der Straße Mitau-Riga. Stillsch der Wa drang er über gefrorenen Sumpf in Bataillonsbreite in unsere Stellung, an allen übrigen Punkten wurde er abgewiesen. Bei Gegenstößen blieben 900 Mann und mehrere Maschinengewehre in unserer Hand.

Angriffe kleinerer russischer Verbände an zahlreichen Stellen der Dunafront und nördlich des Wladzjoffes hatten keinerlei Erfolg.

Österreichisch-ungarische Truppen schlugen nordöstlich von Kilibaba russische Bataillone zurück.

Stillsch des Trotztales stürmten bayrische und österreichisch-ungarische Regimenter ausgedehnte Verteidigungsanlagen des Feindes zwischen Cotumba und Mt. Jaltucanu. Zu den schweren blutigen Verlusten des Gegners kommt die Einbuße von über 300 Gefangenen.

Zwischen Mgr. Casimiri und Susital wurden mehrere Stützpunkte genommen.

Deutsche Kolonnen dringen nach Säuberung der Höhenstellungen südöstlich von Soveja längs der Täler nach Nordosten vor.

Die Kompagnie-Waschfrau.

Skizze von Sabine Clausius.

Die verwitwete Frau von Teshow, geborene Gräfin Thendorf, stand in ihrem Exer, mit aller Aufmerksamkeit die Straße hinabzuspähen. Sie erwartete an diesem Sonntagnachmittag den Besuch ihres einzigen Sohnes.

Der Dr. phil. und Privatdozent der altspanischen Literatur war jetzt Kriegsfreiwilliger. Seit zehn Jahren hatten sie ihn um seiner hochgradigen Rührigkeit willen immer wieder zurückgestellt, nun war es ihm aber doch gelungen, eingestellt zu werden. Allen guten Willen und alle Kraft nahm er aber auch zu, den Anforderungen zu genügen, die an den Rekruten gestellt wurden. Sechs und einen halben Tag in der Woche war er nichts mehr anders als Soldat! Nur am Sonntagnachmittag, wenn er heimkommen durfte, war er, der er früher gewesen.

Die Mutteraugen entdeckten ihn schon, als er ganz unten am Ende der Straße auftauchte, und geduldig wartete sie hinter der Eintreite, bis er die Treppe heraufkam. Sie sah ihn zärtlich rundum, ihn abzuküssen, dann half sie ihm, den grauen Soldatenrock mit der seidengefüllten Wollhauspuppe zu vertauschen, und führte ihn endlich zum Eßtisch, auf dem der Kaffee und ein Kriegstuch, ganz vorchriftsmäßig ohne Fett und Eier gebaden, seiner wartete. Während er es sich trefflich schmecken ließ, flog dann Frage und Antwort fleißig hin und her, doch sobald er sich gestättigt erhob und zu seinem Schreibtisch hinüberschritt, verstumte Frau von Teshow. Sie wußte, daß ihr Junge nun blind und taub wurde für alles in der Welt. Bis sein Wert über die Pastorellen des Juan Ruiz nicht beendet war, ließ sich durchaus nichts mehr mit ihm anfangen. So drückte sie nur noch einen Kuß auf das tief auf die Papiere hinabgenetzte Haupt ihres Lieblingen, um dann leise das Zimmer zu verlassen.

Draußen griff sie fogleich, wenn auch mit etwas spitzen Fingern nach dem Uniformrock des Jungen, ihn mit Kopfschütteln innen und außen zu betrachten. Mit ihm suchte sie dann die Küche auf, wo Dore, ihre langjährige Dienerin, in dem feiertäglich blanken Raume wartend am Fenster saß.

„Ich glaube wirklich, du hast doch recht, Dore,“ begann sie kleinlaut, „der Herr Doktor ist ein richtiger Schmutzfink! Sieh nur, wie der Rock wieder aussieht. Als ob er in dieser Woche mit ihm alle Wände abgewischt hätte!“ Dabei suchte ein fast bittender Blick das Auge der Beherzterin dieses Reiches, und diese holte mit einem faum verhaltenen Lächeln der Genugtuung als einzige Erwiderung eine Schüssel mit warmem Wasser herbei, Seife und Gallsche, Wäsche und Tücher, nun eben alles wie an den Sonntagen zuvor, seit der Sohn des Hauses im grauen Rock fiedte. Und nachdem sie eine mächtige Küchenschürze vorgebunden hatte, drehte die Frau auch schon wie selbstverständlich das Kleidungsstück auf dem blütenweiß gezeichneten Küchentisch aus und begann es gründlich einzuscheiden.

Während sie mit allen Eifer büffelte, entschlüpfte ihr ein tiefer Seufzer. „Ach Dore, Dore, wenn mein Sohn fiele“, kam es aus der gepreßten Brust.

Doch das Mädchen schien sich davon nicht weiter rühren zu lassen.

„Immer besser, als ich wegen einer Theatermamsell todschießen zu lassen wie der Präsidentensohn von drüben, oder zwei Jahre lang am Krebs zu sterben wie unten der Schüler, oder sich gar zehn Jahre lang die Lunge aus der Brust zu husten wie der Sekretär im Hinterhause.“

„Rein schöner Tod ist auf der Welt, als der vom Feind erschlagen — Na, und schließlich weiß ja der Herrgott, warum er das ganze Elend zuläßt! — Wo ich morgen Butter herbringen soll, weiß ich freilich nicht?“ schloß sie endlich mitleidig bedrückt.

„Macht du den lieben Gott nicht vielleicht auch verantwortlich für den Fettmangel in dieser Zeit“, fragte die Dame nun doch ein wenig schadenfroh, ohne sich jedoch in ihrer Arbeit stören zu lassen.

Doch Dore ließ sich nicht irremachen.

„Woll, woll! Der jungen Raben speist, wird aber schon zur rechten Zeit Rat schaffen —“

Ein eigener Blick Frau von Teshows streifte das nun auch rüstig zugreifende Mädchen. Ach, wie sie im Grunde ihrer Seele die Dore beneidete um ihren felsenfesten Glauben!

Indessen waren die Schaumberge über dem Rock heller und heller geworden, so daß sie ihn nun endlich mit kaltem Wasser abschweifen konnten, mit alten Tüchern fast trocken reiben, um ihn dann, sorglich umhüllt, in den sanft gewärmten Bratosen zu schieben. Bis dann der Sohn wieder in die Kaserne mußte, hing er längt schon zum Anziehen fertig am Ständer!

Blötzlich klang die Schelle wie Sturmgekläuf von der Hintertreppe her. Doch Dore machte keine Miene zum Öffnen.

„So kann ich doch keinem am Sonntagnachmittag meine Küche zeigen!“ erklärte sie vorwurfsvoll, und da ging Frau von Teshow auch schon wie schuldbewußt zur Türe, während Dore eiligt in ihrer Kammer verschwand.

Als die Dame öffnete, stand ein Soldat vor ihr, der sie freundlich anlachte.

„Soll ich vom Herrn Feldwebel Urlaubskarte bringen für das Teshow. Hat sich vergessen. Schwacher Kopf“, meinte er mitleidig in unverfälschtem Wasserpoladisch.

Nachdem die Frau ihre Finger sorglich an der blauen Nesselschürze abgetrocknet hatte, nahm sie mit aller Ehrfurcht den wichtigen Ausweis entgegen. Mit der freundlichen Beteuerung, alles wohl auszurichten. Denn sollte sie es dem Wirtling da vor sich etwa übernehmen, daß ihm Titel und Würden des Sohnes nicht zu imponieren schienen?

Schon im Begriff, die Türe hinter dem Boten wieder zu schließen, fiel ihr Blick auf dessen Waffentod.

„O bitte, noch ein Wort“, rief sie hinter ihm drein. „Wie kommt es denn, daß Sie eine so schmutze Uniform anhaben, während der der Teshow wieder in einer so vertageten heimgekommen ist?“

Der Pole fragte sich mit einem verschmitzten Lächeln hinter dem Ohr. „Is sich ganz egal!“ behauptete er dann nach schüchternem Rundblick mit gedämpfter Stimme. „Kann Teshow alle Sonntag nach Mutter. Hat sich velle Seife dort, wachst sich sein dreckiges Rock.“ Und erst so weit gekommen, bog er sich nun hinab „zu gute, alte Augenfa!“ ihr des Rätsels Lösung vollends zuzufüstern. „Legt ihm Stubenmamschaft alle Sonntag heimlich andere Zeug hin, is er blindes Huhn — merkt er nicht!“

*) Köchin.

Während der Polade, noch immer lachend die Treppe hinabpolierte, zog sich das Gesicht der geborenen Thendorf mitleidig in die Länge.

Hm! Also Kompagnie-Waschfrau!

Ein Weibchen verachtete sie regungslos auf ihrem Platz. Es war ein Kampf in ihr entbrannt! Aber wie schnell wurde er entschieden!

Docherbobenen Hauptes trat sie zu Dore's Kammertüre.

„Über acht Tage waschen wir wieder, daß du es nur weißt!“ sagte sie, jetzt ganz im Befehlston der Herrin. „Jetzt gilt es: einer für alle! Jeder muß jedem helfen, da, wo man ihn brauchen kann!“

Joseph v. Schmaedel.

Es gibt nicht viele Persönlichkeiten, die sich um das geistige und künstlerische München wie um die Wohlfahrt aller, die mit diesem München in irgendeinem Zusammenhang stehen, so viele und dauernde Verdienste erworben haben wie der königliche Wirkliche Rat Joseph v. Schmaedel, der am 10. Januar in vollster Rüstigkeit seinen vierzigsten Geburtstag feierte hat. Wo man auch die Chronik Münchens der letzten vierzig Jahre aufschlagen mag: überall findet man seinen Namen verzeichnet, und stets hat er an dem Gelingen all der Feste, Ausstellungen, humanitären Gründungen usw., denen seine seltene Arbeitskraft und seine reiche Erfahrung zu gute gekommen sind, einen ganz hervorragenden, ausschlaggebenden Anteil gehabt. Man müßte Seiten füllen, wollte man all die Gelegenheiten, bei denen v. Schmaedel als erster Anreger, Helfer und Förderer sich verdient gemacht hat, einzeln aufzählen. Wir müssen uns also auf eine kurze Nennung der wichtigsten Daten aus dem Leben dieses vielseitigen und unermüdbaren beschränken.

Joseph v. Schmaedel ist am 10. Januar 1847 in Regensburg geboren. Er absolvierte das Münchner Polytechnikum, war erst als Architekt bei Gottgetreu und Hauberrisser tätig, machte 1870 den Feldzug gegen Frankreich als Landwehrleutnant mit, wurde verwundet und auf Lebensdauer pensioniert. Nach seiner Herstellung übernahm er die künstlerische Leitung des Vickers des Bayerischen Kunstgewerbevereins in München und errichtete gleichzeitig ein Privatatelier für Architektur.

Das bewährte Sauerstoff-Heilverfahren.

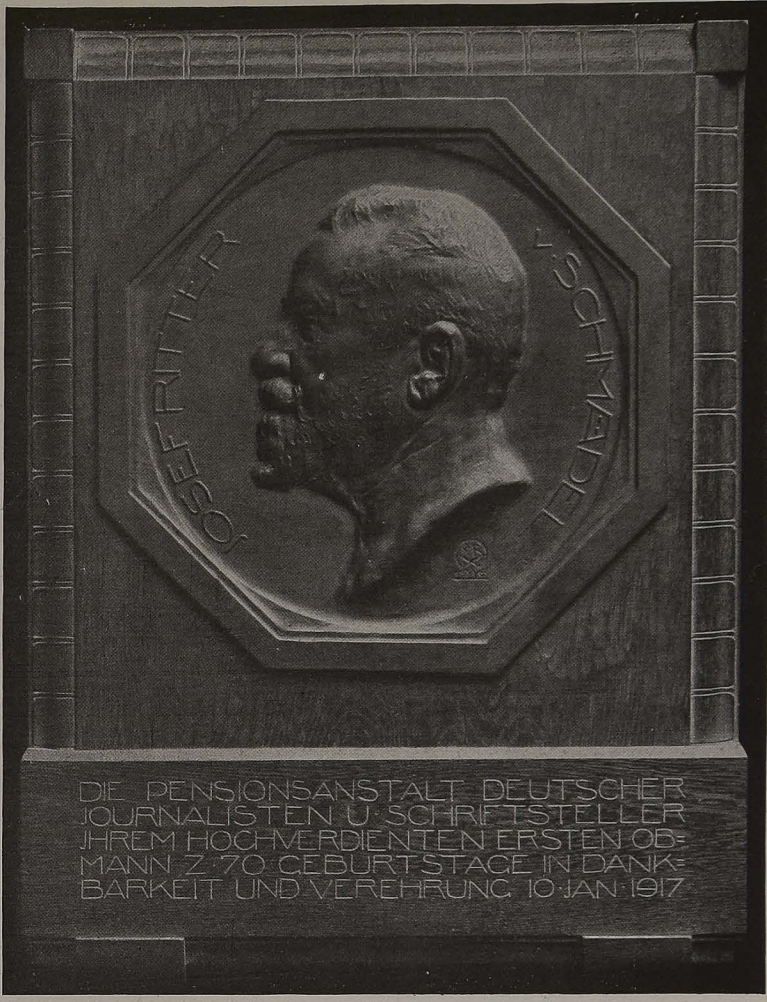
Verarmung des Blutes an Sauerstoff ist von der Wissenschaft schon längst als eine Hauptursache der verschiedensten Krankheitszustände nachgewiesen worden; denn sie hat zur unausbleiblichen Folge, daß die aufgenommene Nahrung in unvollkommener Weise zerlegt (verbrannt, oxydiert) wird und daß sich dabei giftige Stoffwechselprodukte, insbesondere harnsaure Salze bilden, welche die Gewebe in einen Notzustand versetzen. Der modernen Chemie ist es nun gelungen, ein leicht einzunehmendes Pulver herzustellen, welches den Sauerstoff in chemischer Bindung enthält und ihn vom Magen aus an das Blut abgibt. Eine mehr als zehnjährige Erfahrung, die das Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin, mit diesem neuen Mittel gewonnen hat, hat den unwiderleglichen Beweis erbracht, daß die Erwartungen, die man in die Heilkraft des Sauerstoffes gesetzt hat, durchaus berechtigt waren. Das völlig ungiftige Präparat hat sich bei individueller Dosierung nach ärztlicher Vorschrift in der Praxis ausgezeichnet bewährt. Bei allen

Nervenleiden und Stoffwechselkrankheiten (Gicht, Rheumatismus, Zuckerleiden, Darmträgheit, Arterienverfälschung, Blutarmut usw.) sind selbst noch in vielen veralteten Fällen gute Heilerfolge erzielt worden. Zahlreiche Ärzte haben die Kur an sich selbst versucht und sie ihren Patienten empfohlen. Schließlich (1907) wurde das Mittel auch in die Arzneiverordnung der königlichen Universität Berlin aufgenommen. Täglich gehen uns anerkennende Zuschriften zu, von denen wir nachstehend einige wiedergeben:

Dr. med. Sch. in P.: „Ich glaube mit großem Recht behaupten zu können, daß die meisten Erfolge meiner Praxis seit der Zeit herühren, wo ich Sauerstofftherapeut geworden bin.“ — Dr. med. V. in P. (der hochgradig nervenleidend war): „Bitte um weitere Sendung, da ich von der ausgezeichneten Wirkung geradezu begeistert bin.“ — Dr. med. C. in S.: „Ich habe Ihr Sauerstoffpulver mit sehr großer Freude und die Wirkung vorzüglich gefunden.“ — Dr. med. Z. in G.: „... teile ich ergebenst mit, daß der Patient das Pulver zu Ende gebraucht hat und seit vierzehn Tagen wieder frei ist.“ — Dr. med. S. in G.: „Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich erkläre, daß ich mich in meinem ganzen Leben kaum je so nervenleidend und energisch gefühlt habe und ein Arbeitspensum heute spielend bewältige, dem ich zuvor fast erliegen wäre.“ — S. D., pens. Lehrer:

„Ich war seit 25 Jahren mit schwerem Gichtleiden befallen. Von den vielen Gichtmitteln, als Pillen, Pulver, Bäder usw. brachte mir keins dauernden Erfolg, denn über kurz oder lang stellte sich das Leiden immer wieder ein. Auf Ihr Sauerstoff-Heilverfahren aufmerksam gemacht, unterzog ich mich auch noch dieser Kur, und siehe, der Erfolg war wirklich überaus schnell. Seit zehn Monaten fühle ich mich frei von jedem Schmerz und ohne jedweden Unfall. Mein Humor, meine Körperkräfte und Beweglichkeit sind wiederhergestellt, und ich fühle mich wohlher als vor 25 Jahren. Möge daher keiner meiner Leidensgefährten verärgern“ usw. — G., Oberförster in D.: „Mit dem Erfolg der Kur bin ich sehr zufrieden. Die festigen kalten Winde, die sonst für den Rheumatismus stets das Gefährlichste waren, sind nun schon wochenlang ohne jede Wirkung, während es früher bei solchem Wetter kaum auszuhalten war. Ich bin Ihnen sehr dankbar und möchte Ihnen raten, Ihre Annahme einmal in einer Fachzeitung einzurufen zu lassen. Meiner warmsten Empfehlung können Sie stets verichert sein und ermächtige ich Sie“ usw.

Näheren Aufschluß über das Verfahren und weitere Berichte gibt eine Broschüre, welche das ärztlich geleitete Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin W. 35/R 1, kostenlos versendet.



Zum 70. Geburtstag des königlichen Wirklichen Rats Joseph Ritter v. Schmaedel, des Mitbegründers der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller, am 10. Januar: Portrait-Platette von Professor Eduard Beyer. (Phot. Max Herber, München.)

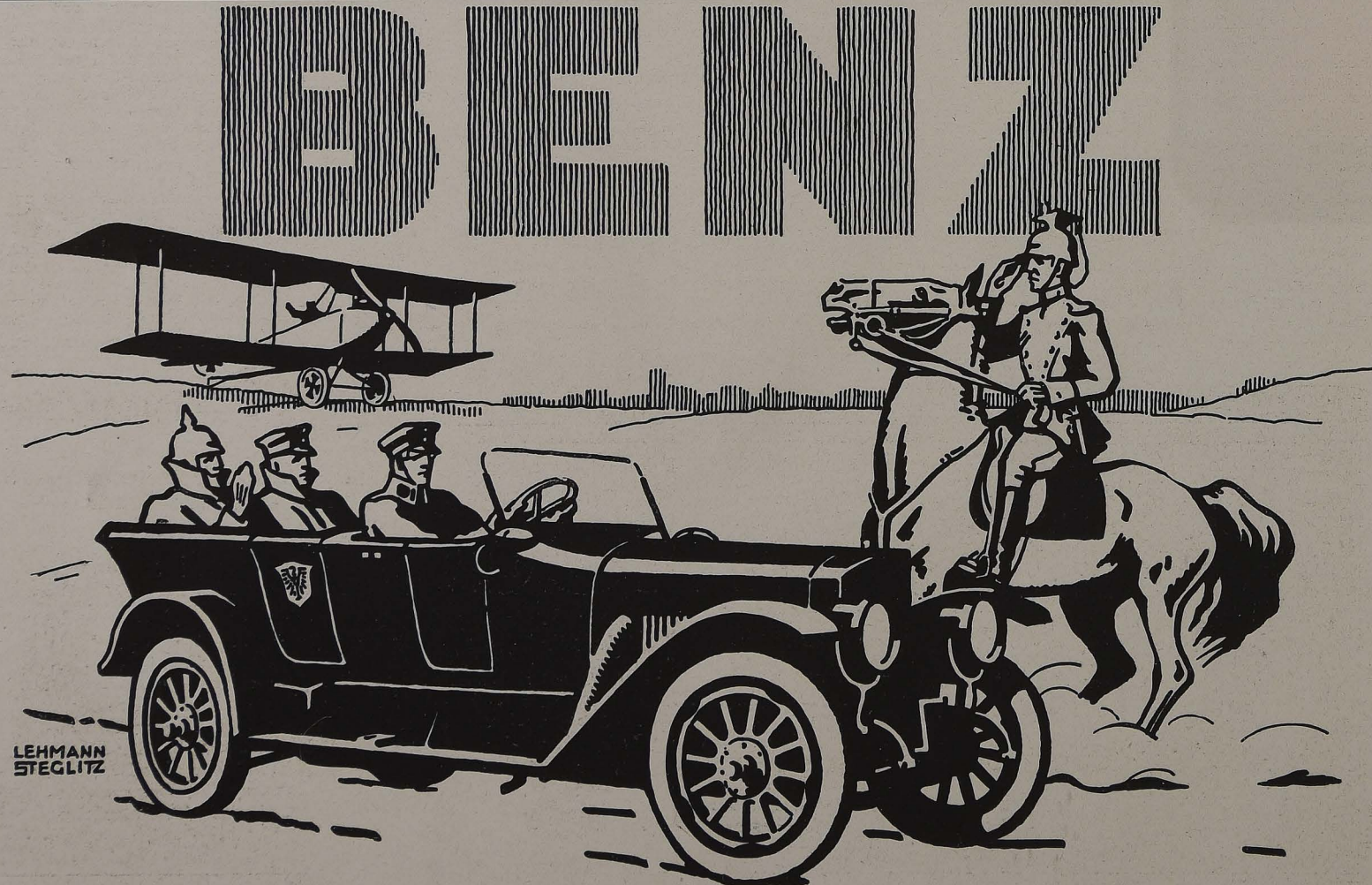
Er führte viele Bauten in München und dessen Umgebung aus und war 1876 leitender Architekt der großen Deutschen Kunst- und Kunstgewerbeausstellung in München. In der Folge übernahm er (bis 1884) die Redaktion der Zeitschrift des bayerischen Kunstgewerbevereins, war längere Zeit Kunstberichterstatler der „Münchner Neuesten Nachrichten“ und trat später der Reproduktionstechnik näher, indem er sich mit Georg Meisenbach, dem Erfinder der Autotypie, zur Einführung und technischen Ausgestaltung derselben verband. In den folgenden Jahren leitete er unter andern anlässlich der ersten „Basilika“-Ausführung, gemeinsam mit Professor Hey, die „Bayreuther Blätter“, beteiligte sich als Komiteemitglied und Mitglied der Künstlergenossenschaft an den großen internationalen Ausstellungen im Glaspalast, wurde zum Präsidenten des Münchner Journalisten- und Schriftstellervereins erwählt und begründete die Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller. Turnfeste erfreuten sich seiner bewährten Leitung, und auch an der Gründung des Deutschen Museums beteiligte er sich als Mitglied des Ausschusses. Man sieht, es ist eine unendliche Fülle positiver und nutzbringender, in die Jahre wirkender Arbeit, die dieser ewig Regame schon geleistet hat. Und München hat alle Ursache, auf einen solchen Mitbürger stolz zu sein. An seinem Geburtstag wurde ihm übrigens eine von Professor Stockmann in Dachau künstlerisch ausgestattete Erinnerungsmappe mit Beiträgen von Schriftstellern usw. sowie ein vom Bildhauer Professor Beyer ausgeführtes Medaillonporträt im Auftrag des Journalisten- und Schriftstellervereins überreicht, der ihm zu besonderem Dank verpflichtet ist. R. B.

Unsere Soldatenheime.

Von Hauptmann Felix Reumann.

Während unsere Truppen in jahrelangem Ringen im Westen, Osten und Süden übermenschliches Leisten und Sieg auf Sieg an unsere Fahnen befestigen, haben die Dahemgebliebenen auf dem Gebiete der Wohltätigkeit Organisationen ins Leben gerufen, wie sie die Geschichte unseres Staatswesens bisher noch nicht gekannt hat.

Die Größe der Zeit erforderte auch den Aufwand ungeheurer Mittel, und zwar



AUTOMOBILE u. FLUGMOTOREN



MARASCHINO
EINZIG IN DER WELT



LUXARDO
ZARA
DALMATIEN, Oesterreich

Schönheit err. Creme „Orbico“
Blendend weiß macht „Orbico“
Zahn-Pasta „A 1.25“
Orbico-Versand, Breslau Sz. 78.

Pfaff-Nähmaschinen

Unübertroffen für Familiengebrauch, Handwerker und Fabriken.

Neueste Verbesserungen.
Unbedingte Zuverlässigkeit.
Größte Dauerhaftigkeit.



Niederlagen in allen größeren Plätzen
G. M. PFAFF, KAISERSLAUTERN
Nähmaschinen-Fabrik
Gegründet 1862



Keine Fleischnot im Soldatenheim: Cofferier
Rippensteak mit Sauerbraten für 75 Pfennig.
(Phot. Max Stedtel, Rattowitz.)

zu Zwecken, die nicht mit der Kriegsführung in unmittelbarem Zusammenhang standen.

Viele Opfertage hat schon in diesen zweieinhalb Jahren Deutschland gesehen, und stets öffneten sich Millionen Hände, um den Gabenstrom dorthin zu leiten, wo die Staatsmittel allein nicht ausreichten, um allen Anforderungen Genüge zu leisten. — Wir haben unter Beiseitefügung aller kleinlichen Bedenken bisher stets den Grundsatz hochgehalten, daß für unsere „Feldgrauen“ das Beste gerade gut genug sei, und so entstanden daheim und draußen zahlreiche Einrichtungen philanthropischer Natur, die sich Freude und Nutzen spendend in den Rahmen der allgemeinen Kriegsorganisation einfügten.

Die Länge des Krieges brachte es mit sich, daß unseren Kämpfern im Feindesland ein Ersatz für die Heimat geschaffen werden mußte, die sie so lange schmerzhaft entbehrten. Diesem hochherzigen Gedanken entsprangen die Soldatenheime. Erst hier und da mit bescheidenen Mitteln errichtet, dann immer weiter ausgebaut, je mehr die Zweckmäßigkeit

und Lebenskraft dieser Neuerung in die Augen sprang!

Im besetzten Belgien entstanden die ersten „Soldatenheime“ und bewährten sich vorzüglich. — Dann wuchsen Heime im Osten, im Süden empor, ja, bis in die türkischen Wüstengegenden erstreckten sie sich, und man ging schließlich so weit, sie auch unmittelbar hinter der vordersten Front anzulegen, weil man ihre treffliche Einwirkung auf Herz und Gemüt unserer Leute nicht entbehren konnte. — Nur wer selbst draußan war, kann in vollem Maße erkennen, was die „Soldatenheime“ mit ihren gemütlichen Versammlungsräumen, Lesezimmern und Teintuben unseren Soldaten geworden sind. Mitten im Feindesland, umgeben von einer fremdsprachigen Bevölkerung, umringt von Entbehrungen und Gefahren, wurden die Heime zu Oasen der Erholung und der Einsicht.

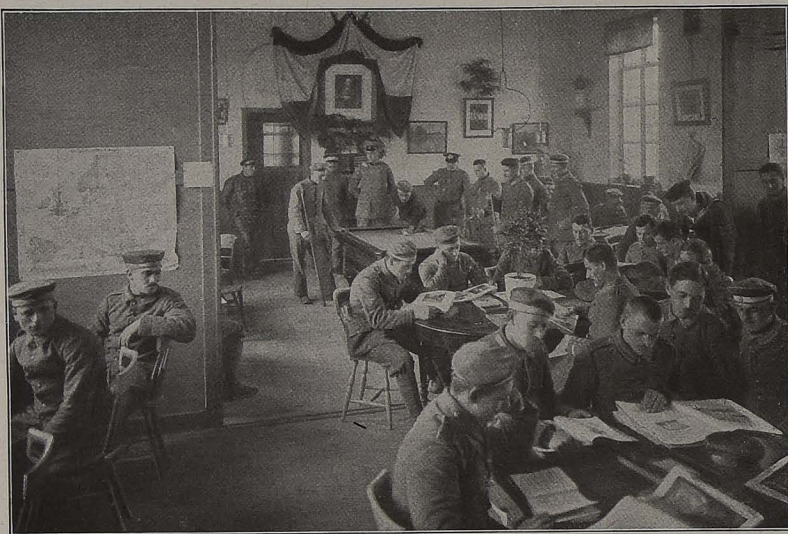
Der Kämpfer, der noch kurz vorher im Trümmelfeld gestanden und alle Nervenanstrengungen einer Schlacht hatte ertragen müssen, fand im „Soldatenheim“ einen Platz, der nicht umbrandet war



Verkaufsstelle in einem Soldatenheim.
(Gospot. Ebertz, Cassel.)

vom Wirbelschmerz sich jagender Eindrücke. — Dank der großen, durch Sammlungen aufgebracht Mittel war es möglich gewesen, die Erholungsstätten so gemütlich einzurichten, wie es die Lage und die Verhältnisse zuließen. Zu den leiblichen Genüssen gesellten sich häufig musikalische, und für gute Lektüre war überall gesorgt. — Bis zum Ablauf des Jahres 1916 waren über vierhundert Heime eröffnet worden, und noch immer ist der Bedarf bei weitem nicht gedeckt. Sind doch in letzter Zeit wieder riesige Gebiete durch Neubefestigung hinzugekommen, die von der Kultur noch wenig wissen, und in denen „Soldatenheime“ notwendig wie das liebe Brot sind.

Am Geburtstage des Kaisers wird in ganz Deutschland ein großer Opfertag zugunsten der Soldatenheime stattfinden, um die Mittel aufzubringen, die zur Neugründung dienen sollen. Wir dürfen uns verleicht halten, daß das deutsche Volk wie bisher, so auch in diesem Falle Herzen und Hände öffnen wird, um mitzubauen an jenen Heimen, die unseren Soldaten Ersatz bieten für Familie und Heimat, die sie vielleicht noch auf lange Zeit entbehren müssen!



Lesezimmer in einem Erholungsheim im Westen. (Phot. Heim. Nichte & Co., Berlin.)
Deutsche Soldatenheime.

Ende des redaktionellen Teils.

SIROLIN

Nur in Originalpackung in den Apotheken erhältlich zu Mk. 3.20

bei Katarrhen der
Athmungsorgane, langdauerndem Husten,
beginnender Influenza rechtzeitig genommen,
beugt schwerern Krankheiten vor.

Wer soll Sirolin nehmen?

1. Jedermann der zu Erkältungen neigt, denn es ist besser Krankheiten zu verhüten als solche heilen.
2. Skrofulöse Kinder bei denen Sirolin von günstigem Erfolg auf das Allgemeinbefinden ist.
3. Astmatiker, deren Beschwerden durch Sirolin wesentlich gemildert werden.
4. Erwachsene und Kinder die durch hartnäckigen Husten geplagt werden, weil die schmerzhaften Anfälle durch Sirolin rasch vermindert werden.

Freies Urteil eines langjährigen Verbrauchers über

KALODONT

Zahn-Creme und Mundwasser

„Soeben beim Durchstöbern alter Reise-Reminiszenzen mache ich die bemerkenswerte Entdeckung, daß ich zu meiner Zahnpflege jetzt schon seit mehr denn 25 Jahren ununterbrochen und selbstredend mit bestem Erfolge Ihr Kalodont verwendet habe.“

In der Voraussetzung, daß die Registrierung dieser Tatsache Sie interessieren wird, möchte ich gleichzeitig noch bemerken, daß nach meinem langjährigen Erfahrungen eine bessere und angenehmere Pasta zur dauernden Gesunderhaltung der Zähne nicht existiert, wie Ihre Zahn-Creme „KALODONT“. Original-Brief vom 1. Juni 1911 liegt zur Einsicht auf).

F. A. SARG's SOHN & Co.
k. u. k. Hoflieferanten
BERLIN WIEN



Salit das Einreibemittel

In Apotheken Fl. M. 2.—; Doppelfl. M. 3.20

Allgemeine Notizen.

Kriegsspende Deutscher Frauendank. Ein Betrag von vierundzwanzig Millionen Mark ist das Ergebnis einer Sammlung, zu der sich die größte Zahl der deutschen Frauenverbände aller Konfessionen und Parteien — wir nennen den Bund Deutscher Frauenvereine, die Gesamtheit der katholischen konfessionellen Frauenverbände, die evangelische Frauenhilfe und andere evangelische Verbände, den jüdischen Frauenbund, das Arbeitererfrentariat der freien Gewerkschaften — zusammengeschlossen hatte. Die Sammlung soll das tiefe Gefühl der Dankbarkeit für die übermenschlichen Leistungen unseres Heeres zum Ausdruck bringen, das durch seine Tapferkeit den deutschen Frauen die Schrecken des Krieges erspart hat. Der Betrag soll dazu bestimmt sein, die Fürsorge für Hinterbliebene und für die Familien der Kriegesbeschädigten, insbesondere die Ausbildung der Kinder zu tüchtigen Menschen, zu erleichtern. Der Betrag ist daher zur Hälfte der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen, zur Hälfte der amtlichen bürgerlichen Kriegesbeschädigtenfürsorge überwiesen. Innerhalb beider Organisationen werden die Mittel gemeinsam mit den an der Sammlung beteiligten, für die Kriegsspende Deutscher Frauendank zusammengefaßten Frauenverbänden verwaltet. Da-

bei ist der Grundsatz maßgebend, daß 90%, der an einem Ort gesammelten Mittel dort wieder verwendet werden können, während 10%, einem Ausgleichsfonds zufließen, der für besonders unterhaltungsbedürftige Landestheile bestimmt sein soll. Da in manchen Bundesstaaten und innerhalb ihrer in manchen Städten und Bezirken die Sammlung bis zum Friedensschluß verlagert worden ist, so wird sich der Gesamtbetrag noch erheblich erhöhen. Jedenfalls aber beweist die Tatsache, daß trotz der starken Anspannung der Anforderungen an die Bemittelten nur aus Frauenspenden jetzt eine solche Summe zusammengekommen ist, daß das Bewußtsein der Dankbarkeit an unser deutsches Heer und die Bereitwilligkeit, an der Verrückung der Kriegesnot tatkräftig mitzuwirken, bei den deutschen Frauen nicht geschwächt ist.

Das Radiumbad Brambach i. Vogt. hat in seinem Militär-Genesungsheim eine ideale Weihnachtsfeier veranstaltet, die für die beteiligten Feldgrauen unvergänglich sein wird. In selbstloser Umgebung hatten sich alle hervorragenden Persönlichkeiten Brambachs in den Dienst dieser würdigen Feier gestellt, die alle Erwartungen weit übertraf und so recht die Liebenswürdigkeit der Brambacher Gesellschaft erkennen ließ.

Die Tätigkeit des Liebhaberphotographen beschränkt sich zu- meist auf die Frühjahr- und Sommermonate. Aber auch im

Winter mag der eifrige Kunstbegeisterte nicht müßig sein. Es gibt ja jetzt photographische Papiere, die ihn von dem zweifelhaften Tageslicht unabhängig machen und dabei sogar noch wesentlich haltbarere Bilder ergeben als die früheren Kunstpapiere. Es sind dies die Entwicklungspapiere und als Wort danken ihren Namen der Eigenschaft, bei Gaslicht sowohl kopiert als auch entwicklungsfähig zu sein. Man wähle für ein kontrastreiches, gut durchgezeichnetes Negativ das Fagras-Porträt oder das Satrap-Gaslicht-Spezialpapier; für weiche, dünne Negative Fagras trägt mit braunem Ton oder verschiedene Satrap-Gaslichtpapiere mit blauschwarzen Tönen. Mit Hilfe des Satrap-Entwicklungs- und Entwicklungsapparates ist es möglich, auch von anscheinend absolut unbrauchbaren Negativen gute Bilder zu erhalten, denen man durch Behandlung im Senolbade einen vorzüglich wirkenden Ton geben kann.

Wichtig für Gicht- und Rheumatismusleidende. Die Firma Rontor Pharmacia, Fabrik pharmazeutischer Präparate in München stellt ein Präparat gegen Gicht und Rheuma her, das sich vorteilhaft von ähnlichen Mitteln unterscheidet. Es handelt sich um ein auf streng wissenschaftlicher Grundlage zusammengefügtes Produkt von absoluter Unschädlichkeit, das selbst von sehr schwachen und empfindlichen Personen ohne jeden Nachteil gebraucht werden kann.



Rosige Wangen!

Ein hübsch Gesicht mit ros'gen Wangen
Das muss ein eig'ner Lauber sein.
Zu diesem können Sie gelangen
Durch »Rose Pon Pon« ganz allein.
Beacht' den Namen, kauf' das Rechte,
Nur Marke »Reichert« ist das echte.

Reichert's »Rose Pon Pon«

Natürliches Wangenrot / Pro Flasche 1 Mark

Überall erhältlich

W. Reichert G. m. b. H., Berlin-Pankow

Hermesdorf-Schwarz



ist das beste
Diamantschwarz

für Strümpfe, Handschuhe,
Trikotagen, Strick- und
Webgarne

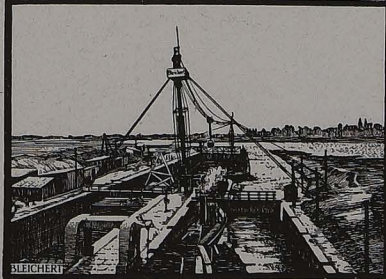
Nur garantiert echt wenn
mit dem Namen:

Louis Hermesdorf
Färber

gestempelt

Louis Hermesdorf, Chemnitz
Grösste Schwarzfärberei der Welt

BLEICHERT



Drahtseilbahnen, Kabelkrane für die Ausführung von Brücken, Talsperrenmauern, Schleusen, Kanälen, Festungs- u. Hochbauten, für Steinbrüche u. Tagebaue. — Elektrohängebahnen, Gurtförderer, Becherwerke zur Kesselbekohlung

42jährige Erfahrungen im Bau von Förderanlagen. Über 200 Patente. Fabriken in Leipzig, Neuß (Eisenkonstruktion), Weis in Ober-Oesterreich. Fordern Sie unsere Beschreibungen 21509 a, 21510 g, 21524 g, 21536 g

Adolf Bleichert & Co., Leipzig-Go. 21

ALTBERÜHMTE

ERZEUGNISSE

Gaedecke

HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Emser Wasser



Kocht Rationell
mit wenig Wasser wie im Dampftopf
Und Brät Ohne Fett.
Vorzügl. Kuchen-Backapparat.
Wird über das Herdfeuer
oder die Gasflamme gestellt.
Jedes vorhandene Kochgeschirr verwendbar.

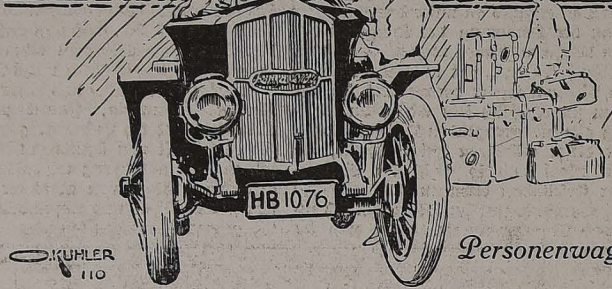
Zu beziehen d. alle einschl. Geschäfte.
Preis # 2.50. Krubof-Kochbuch 25 #.
Fabrik Santas, Berlin N. 21.

50 Kerzen, 4 Volt

Elektrische Lichtanlage
Bücherfertig
mittelst kleiner
Akkumulatoren
Preisliste frei.
Alfred
Luscher,
Akkumulat.-Fabr.,
Dresden,
Grüne Strasse 118.

„Patria“ A.-G., Posen W. 6.

Hansa-Lloyd



Hansa-Lloyd Werke A.G.
Bremen

Personenwagen, Lieferwagen, Lastwagen, Omnibusse.

KUHLER
110

Sanguinal
in Pillenform

schnell und nachhaltig wirkendes appetitanregendes Mittel zur Förderung und Stärkung der Gesundheit.
Zu haben in allen Apotheken usw.

Konzessionierte
Königl. Sächs. Lotterie-Kollektion
Friedr. Otto Kunze
Chemnitz

In Österreich-Ungarn verboten

Glas-Stereoskope und Latern-
bilder aus
aller Herren Ländern. / Aktuell
ALBANIEN
Alois Beer, Klagenfurt
K. u. K. Hof-Photograph

Briefmarken
Katalog gratis.
Kassa-Ankauf v. Sammlungen.
Berliner Briefm. Zeits. Probeheft gratis.
Philipp Kosack & Co., Berlin C. 2,
Burgstraße 13, am Königl. Schloß.

Stuhlverstopfung—Stuhlträgheit

Ursachen, Folgen u. gründliche Beseitigung dieser Leiden ohne schädliche Abführmittel. Diesbezügliche, belehrende Broschüre von Dr. med. Coleman gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken für Unkosten.

Puhlmann & Co., Berlin 416, Müggelstrasse 25 a.

Farben-Fabriken Berger & Wirth, Leipzig

Telegramm-Adressen: Bergerwirth Leipzig
Fernsprecher: No. 108 und 408

Berlin, Barmen, Hamburg, Amsterdam,
Budapest, Florenz, New York

Farben-Lieferanten der Leipziger Illustrierten Zeitung